

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

35. JAHRGANG / NR. 142

ראש השנה תשפ"א

18. SEPTEMBER 2020



לשנה טובה תכתבו

Der Landesverband
Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5781

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danziger

Vizepräsidentin

Anna Zisler

Vizepräsidentin

Karin Offman

Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE IN MILTENBERG

ROSA MORITZ
GEB. KÖNIGSBERGER
JG. 1892
DEPORTIERT 1942
KRASNICZYN
ERMORDET

OSKAR MORITZ
JG. 1887
VERHAFTET 1933
DACHAU
DEPORTIERT 1942
KRASNICZYN
ERMORDET

MANFRED MORITZ
JG. 1921
DEPORTIERT 1941
RIGA
ERMORDET

Unser Titelbild: „Ungewissheit“, Kofferbild Acryl 100 x 70 cm, Marion Bathen 2011 (siehe dazu auch den Beitrag auf Seite 30).

Bilder Rückseite: Nr. 1: Einweihung einer neuen Tora in Berlin. Aus der Ausstellung – L'Chaim, Jüdisches Museum Franken, Foto: KIGa. Nr. 2: Wackelfigur Mother Boyle, Intervention Museum Augsburg, Foto: JKMAS. Nr. 3: Tag der Befreiung in München, Foto: Rainer Butzmann. Nr. 4: Die Alte Synagoge in Kitzingen. Foto: Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen. Nr. 5: Gymnastikgruppe Gemeinde Bamberg. Nr. 6: Pessach-Paket Gemeinde Amberg.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zur Pessach-Haggada gehört die Kindesfrage „Was ist an diesem Abend anders als sonst?“ Jetzt, in Corona-Zeiten, ist das keine rhetorische Frage. Unsere Hohen Feiertage in diesen Wochen können in den Synagogen nicht wie gewohnt durchgeführt werden. Hier in Würzburg, aber auch in anderen Orten, hat sich gerade die Situation durch gestiegene Infektionszahlen weiter verschärft. Die Stadt hat am 11. September eine neue Allgemeinverfügung erlassen, auch „für Privatveranstaltungen unter freiem Himmel und in geschlossenen Räumen“.

Anders als zu Pessach können wir jetzt aber unter klar geregelten „Hygiene-Bedingungen“ Gottesdienste durchführen. Ich bin unseren Gemeinden sehr dankbar, dass sie in der Lockdown-Zeit viel Kreativität entwickelt hatten, sich um ihre Mitglieder zu kümmern. Statt des gemeinsamen Gemeinde-Seders zu Pessach brachten viele Gemeinden ihren Mitgliedern „Pessach-Pakete“ nach Hause, mit unterschiedlichen Inhalten. Aber immer waren Matzen dabei, auch Matzemehl, auch Pessach-Wein und häufig auch gefüllte Fisch und die Pessach-Haggada.

Es gab auch individuelle soziale Betreuungen von Mitgliedern im hohen Alter, Besuche und Versorgungen mit Lebensmitteln. Und einige Rabbiner meldeten sich über das Internet oder telefonisch zu besonderen Anlässen, von der Paraschat HaSchawua bis zur Hawdala über Zoom. In den Berichten aus den Gemeinden ab Seite 40 finden Sie einige interessante Beiträge dazu.



Weil die verantwortlichen Institutionen, die zuständigen Wissenschaftler und die Bürgerinnen und Bürger, jedenfalls mehr als 90 % von ihnen, gelernt haben, mit der Pandemie zu leben, sind wir jetzt in einer besseren Situation. Deshalb müssen wir, trotz gerade steigender Fallzahlen, unsere Gemeinden jetzt nicht komplett schließen. Aber wir müssen uns schützen.

Um den Fortschritt nicht zu gefährden, ist es wichtig, sich nach der „AHA-Formel“ zu richten: Abstand, Hygiene, Alltagsmasken. So sorgen wir für möglichst viel Schutz bei möglichst viel Normalität. In unserer Würzburger Gemeinde haben wir deshalb alle Gottesdienste an den Feiertagen in den großen David-Schuster-Saal verlegt. So können wir das Abstands-

gebot beachten. Andere Gemeinden mit den passenden Räumlichkeiten machen das auch.

Auch das sorgfältige Händewaschen und das Tragen von Alltagsmasken sollte nicht wirklich ein Problem sein, wenn es um Verantwortung für die Gesundheit der Mitmenschen geht.

Wir werden jetzt nach den Gottesdiensten keine Mahlzeiten anbieten und wir bitten unsere Besucher um vorherige Anmeldung. Wir müssen ja im Infektionsfall die Kontakte angeben können. Alles das ist notwendig, um ein hohes Maß an Gesundheitsschutz unserer Mitglieder und Mitmenschen zu ermöglichen. Auch in den anderen Gemeinden wird es ähnliche Schutzmaßnahmen geben und ich weiß, dass meine Vorstandskollegen in den bayerischen jüdischen Gemeinden höchst verantwortlich mit der Situation umgehen.

Ich werde als Arzt oft gefragt, wann es wieder normal würde. Dann muss ich sagen: In der Pandemie ist das normal und es schützt uns.

Bleiben Sie gesund und achten Sie auf sich, auf Ihre Familie und auf alle Menschen in Ihrer Umgebung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein gutes und gesundes neues Jahr 5781.

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5781

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4

Zwei Ziegenböcke
Von Yizhak Ahren 5

Kultur

Jüdisches Museum Augsburg –
Mother Boyle 10

Jüdisches Museum Franken – L'Chaim
Von Miryam Gümbel 12

Es war einmal in Jerusalem 13

Schneeberger ist nach Kitzingen
gewandert
Von Benno Reicher 15

Von Würzburg nach Hollywood
Von Roland Flade 16

Nachrichten aus Frankreich

Von Gaby Pagener-Neu 22

Gedenken

Neues Denkmal in Würzburg
Von Nathalie Jäger 30

Der DenkOrt 33

Avraham Barkai (1921–2020)

Ein Nachruf von Monika Richarz . . . 36

Bayern

Würzburger Gemeinde-Jubiläen
Von Stefan W. Römmelt 38

Antisemitismus melden 39

Aus den jüdischen Gemeinden
in Bayern 40

Buchbesprechungen 50

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
erscheint im April zu Pessach, im September
zu Rosch Haschana, im Dezember zu
Chanukka und in diesem Heft mit Beiträgen
von: Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren,
Roland Flade, Angela Genger, Miryam
Gümbel, Daniel Hoffmann, Gaby Pagener-
Neu, Benno Reicher, Monika Richarz, Stefan
W. Römmelt, Julia Schneidawind und Israel
Schwierz.

Redaktionsleitung: Benno Reicher,
redaktion@berejournal.de
www.bayerisch-jüdisch.de

Herausgeber: Landesverband Israelitischer
Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R,
Effnerstraße 68, 81925 München

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach

Rosch Haschana 5781/2020

Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Rosch Haschana, der Name des Festes bedeutet Haupt des Jahres, ist der erste und auch der zweite Tag des jüdischen Kalenderjahres. Das Fest dauert sowohl im wie auch außerhalb des Heiligen Landes zwei Tage. In der Tora ist über Rosch Haschana folgendes zu lesen: „Im siebenten Monat, am ersten Monatstag, sei für euch ein besonders feierlicher Ruhetag, mahnendes Hörnerblasen und heilige Versammlung. Da dürft ihr keinerlei Arbeit tun und sollt dem Herrn ein Brandopfer darbringen.“ (3.B.M. 23: 24–25)

Infolge der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahre 70 n.d.Z. ist seit der nachbiblischen Zeit kein Tempelopfer mehr möglich. So wandelte sich auch der Inhalt des Festes unter Mitwirkung unserer Schriftgelehrten. Der Inhalt dieser Festtage ist in unserer Zeit der Mitmenschlichkeit gewidmet. Die Umkehr und die Reue der eigenen Missetaten stehen im Mittelpunkt dieser ersten Tage. Viele von uns verbringen den letzten Monat des Jahres vor Rosch Haschana, den Monat Elul, im Gebet und in der Vorbereitung auf die Hohen Feiertage Rosch Haschana und Jom Kippur. Während dieser Zeit wollen wir vergangene Fehler wieder gut machen und unser Herz Gott zuwenden.

Die weisen alten Meister unseres Volkes wussten genau, dass sehr oft menschliche Trägheit und Faulheit der Teschuwa, der Umkehr, im Wege stehen können, deshalb bemühten sie sich, jedem von uns auf einfachste und schlichte Art zu erläutern, wie man diese Umkehr bewerkstelligen sollte. Der rationale Gelehrte Rambam, genannt Maimonides, der Philo-

soph, Rechtsgelehrter und Arzt im 12. Jahrhundert war, betont, dass man den Menschen daran erkennen sollte, dass er seine Fehler und Verfehlungen vor Gott bekennt und dann auch zur Umkehr bereit ist.

Unsere Meister der Lehre wollten die Teschuwa an der Schwelle eines Neuen Jahres nicht als so eine exakte Pflichterfüllung wissen, wie z.B. die Einhaltung der Gebote des Schabbats, der Kaschrut oder sogar der Nächstenliebe. Sie wollten zum Ausdruck bringen, dass die Teschuwa alle Bereiche des Lebens umfasst. In den „Sprüchen der Väter“, den Pirke Awot, den Lehrensammlungen und Aussagen ethischer Maximen verschiedener früherer Gelehrten, werden wir ermahnt: „Kehre einen Tag vor deinem Tode um.“ (Spr.d. Väter 2:10) Da aber niemand seinen Todestag im Voraus kennt, solle man zeitlebens zur Umkehr bereit sein.

Den Menschen, der in seinem täglichen Leben stets zur Teschuwa bereit ist, den nannten die Weisen „Baal Teschuwa“. Der Begriff bedeutet: ein Mensch, der die Bereitschaft entwickelt, seine Fehler zu bereuen und einen neuen Weg einzuschlagen. Dieser ist aber keineswegs ein Heiliger oder ein Zaddik, ein Gerechter, sondern vielleicht eher ein Chassid, ein Frommer. Unsere Ahnen erkannten in dieser menschlichen Haltung die Verwirklichung der Lehre des Meisters Maimonides: „Da jeder Mensch über sich selbst bestimmt“, wir würden sagen, jeder von uns die freie Willensentscheidung besitzt, „bemühe sich der Mensch Teschuwa zu tun, um sich seiner Verfehlungen zu entledigen.“ (H. Tschuwa 7:1)

Das Gebot der Tora schreibt uns für die Tage des Neujahrsfestes vor, in den Schofar, das aus dem Widderhorn gefertigte Naturinstrument, zu blasen. Der Prophet Amos, der im 8. Jahrhundert v.d.Z. lebte, bezeichnete die Töne des Schofar als furchterregend. Diese Furcht treibt jedoch die Israeliten zur Reue ihrem Gott gegenüber und zur Vergebung ihrer Nächsten. In der großen volkstümlichen Bewegung der Chassidim im Osten Europas entwarfen die Rabbiner vielerlei Gedanken und Lehrbeispiele das Schofarblasen betreffend. Ihr Ausgangspunkt war eine Aussage des Psalmdichters (89:16), der sinngebend verkündete: „Selig ist das Volk,

das den Schofarton versteht, oh Herr, im Lichte Deines Angesichts wandeln sie.“

Den Mittelpunkt der synagogalen Liturgie des Rosch-Haschana-Tages bildet die Zeremonie des Schofarblasens. Das Er tönen des Schofars hatte eine vielseitige Funktion: Es kündigte in der biblischen Zeit den Ruf zu den Waffen an und war auch der Alarm vor jeglichen Bedrohungen. Der Schall des Schofars gab in Friedenszeiten der Gemeinschaft das Signal sich zu versammeln. Vor allem aber erinnern die Töne des Schofar an die Offenbarung am Berge Sinai. Damals erklang der Schofar aus einer dichten Wolke heraus und ließ die Israeliten vor Ehrfurcht erzittern. Und solch ein Klang wird auch eines Tages die messianische Zeit verkünden. Der Schall des Schofars symbolisiert die Seele unseres Volkes. Er drückt sowohl unsere Verzweiflung, aber auch unsere Buße, unsere Hoffnung und unsere vertrauensvolle Erwartung aus.

Die im Rosch-Haschana-Talmud-Traktat zusammengefassten Diskussionen unserer Weisen haben zu sehr genauen Vorschriften hinsichtlich der Strukturierung des Schofarblasens geführt. Während des gesamten Rosch-Haschana-Gottesdienstes wird der Schofar in einer festgelegten Reihenfolge geblasen, was insgesamt zu 100 Klängen führt. In jedem Zyklus folgt auf „Tekia“ ein langer Klang, der ursprünglich im Kampf als Ruf zu den Waffen verwendet wurde und der galoppierende Ton „Schewarim“ (wörtlich: „gebrochen“), das sind drei schluchzende Klänge, die uns an unsere Verfehlungen erinnern. Dann kommt die „Terua“, neun kurze Stakkato-Klänge. Und der Zyklus des Blasens endet mit der langen, klagenden „Tekia Gedola“, dem geraden „langen Ton“.

Die Rosch-Haschana-Tage gelten als die Gerichtstage des Herrn über uns. Unsere Handlungen des vergangenen Jahres werden „gewogen“, – und über unsere Zukunft wird eine Entscheidung getroffen. Die Gleichnisse der Chassidim haben diese „Gerichtsverhandlungen“ mit leicht nachvollziehbaren, irdischen Motiven und Elementen ausgestattet. Eine Gerichtsverhandlung auf Erden benötigt einen Ankläger und einen Verteidiger. Die Rolle des allmächtigen Richters wird naturgemäß dem Herrn, Gott, übertragen. Der Ankläger erscheint, gemäß der ursprüng-

lichen Bedeutung dieses hebräischen Wortes, im Bilde des Satans. Dieser pflegt die Israeliten vor dem Stuhl des Richters anzugreifen: Sie halten den Schabbat nicht ein, verletzen die ethischen Verhaltensgebote des Herrn, sie machen sich ihre Götzen.

Die Verteidigung, das sind die Boten des Herrn, bemühen sich, die Anklagen zu widerlegen und zu entkräften. Jedoch müssen manche harten Fakten der Ankläger sie in die Verzweiflung treiben.

Manchmal nützen die mildernden Umstände leider auch nicht. Daher meint der Volksglaube, dass das Schofarblasen auch den Sinn haben könnte, den Satan, den Ankläger, zu verwirren, damit er seine unheilvollen, unheilbringenden Anklagen nicht zu Ende bringen kann.

Raschi (1040–1105), der volkstümliche Kommentator, der eine Weile in Worms wirkte, fügte noch hinzu: „Man muss mit den für Rosch Haschana angeordneten hundert Schofartönen dem Ankläger zei-

gen, wie eifrig wir den Geboten der Tora nachkommen wollen.“ Und ein bekannter chassidischer Rabbi ergänzte noch: „Wir Menschen auf dieser Erde sind nach so vielen Wirren und Leiden oft desorientiert. Wir hoffen daher stets auf die Barmherzigkeit Gottes, dass Er gegen uns Menschen aus Fleisch und Blut keine harten Klagen gelten lassen wird.“ Deshalb werden die von der Tora vorgeschriebenen Schofartöne den Ankläger des Volksglaubens, den Satan, verstummen lassen.

Zwei Ziegenböcke

Eine Betrachtung zu Jom Kippur von Yizhak Ahren

Seit der Zerstörung des Heiligtums zu Jerusalem dürfen die in der Tora im Wochenabschnitt Pinchas vorgeschriebenen täglichen Tieropfer nicht dargebracht werden und der Hohepriester, der Kohen Gadol, kann am Jom Kippur seinen im Wochenabschnitt Achre Mot (3. Buch Mose, Kap. 16) beschriebenen Dienst, Avoda, nicht mehr verrichten. In Vergessenheit geraten sind die im Heiligtum praktizierten Rituale aber nicht: Im Mussaf-Gebet erwähnen jüdische Beter an jedem Schabbat und an jedem der biblischen Feiertage, was im Zeitalter des Tempels an diesem Tag dort gemacht wurde.

Ein fester Bestandteil der Avoda am Jom Kippur war die feierliche Zeremonie, bei der der Kohen Gadol zwei Lose zog, die über das Schicksal der zwei Ziegenböcke entschieden, die sich im Vorhof befanden (Joma 37a). Ein Bock wurde im Heiligtum als Sündopfer, Chatat, dargebracht; der zweite Bock, oft Sündenbock genannt, wurde kurze Zeit danach in die Wüste fortgeschickt.

Wie die Auslosung erfolgte, schildert die Mischna wie folgt: „Der Kohen Gadol rührte in der Urne um und holte die zwei Lose hervor. Auf dem einen Los stand ‚für Gott‘, auf dem anderen stand ‚für Azazel‘. Der Priesterpräses stand zu seiner Rechten und der Obmann der Familienwache zu seiner Linken. Geriet das Los ‚für Gott‘ in seine Rechte, so sprach der Priesterpräses zu ihm: Kohen Gadol, erhebe Deine Rechte; geriet das Los ‚für Gott‘ in seine Linke, so sprach der Obmann zu ihm: Kohen Gadol, erhebe Deine Linke. Als dann legte er die Lose auf beide Ziegenböcke“ (Joma 39a).

Der Talmud will wissen, warum das Umrühren in der Urne notwendig war. Die sogleich gegebene Antwort: „damit er nicht ziele und dann hervorhole“ be-

darf der Erklärung: Was für ein Interesse könnte der Kohen Gadol haben, um das Ergebnis der Auslosung zu manipulieren? Es dürfte ihm doch völlig egal sein, welcher Bock wo landet. Raschi erläutert die Antwort des Talmuds: Ohne Umrühren in der Urne könnte der Kohen Gadol die Wahl dahingehend beeinflussen, dass das Los ‚für Gott‘ in seiner Rechten landet – dies wäre ein gutes Zeichen!

Durch diese Erläuterung begreifen wir, dass es bei der Lose-Zeremonie nicht nur darum ging, das Schicksal der zwei Ziegenböcke festzulegen. Die Zuschauer achteten auf Zeichen und Wunder! Von einem Wunder kann deshalb die Rede sein, weil im Talmud berichtet wird: „Während der 40 Amtsjahre Simon des Gerechten geriet das Los ‚für Gott‘ stets in die Rechte; von dann ab geriet es zuweilen in die Rechte und zuweilen in die Linke. 40 Jahre vor der Zerstörung des Heiligtums geriet das Los ‚für Gott‘ niemals in die Rechte.“ (Joma 39a und b)

Dass der Kohen Gadol 40 Jahre hintereinander dasselbe Los in die rechte Hand bekommt, ist so unwahrscheinlich, dass sogar Skeptiker die Erscheinung eines Wunders nicht bestreiten werden. Der israelische Mathematiker Eli Merzbach hat die statistische Wahrscheinlichkeit bei der Auslosung am Versöhnungstag durch das folgende Beispiel verdeutlicht: Würde der Kohen Gadol nicht nur am Jom Kippur Lose ziehen, sondern an jedem Tag des Jahres, und zwar jeweils nicht nur einmal, sondern 1000 Mal – dann bräuhete er nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit 3 Millionen Jahre, um dasselbe Ergebnis 40 Mal hintereinander zu erzielen.

Die Mitzwot der Tora haben unsere Weisen in Auslegung eines Tora-Verses in zwei Gruppen eingeteilt: „Meine Rechts-

ordnungen übet und meine Gesetze hütet, um in ihnen zu wandeln“ (3. Buch Mose 18,4). Was sind Rechtsordnungen, Mischpatim? „Das sind diejenigen Gesetze, die, wenn sie nicht geschrieben worden wären, sie doch geschrieben werden müssten: Verbote von Götzendienst, Unzucht, Blutvergießen, Raub und Lästerung des göttlichen Namens.“ Was sind Gesetze, Chukim? „Das sind diejenigen Vorschriften, gegen die Satan und die Völker der Welt Einwendungen erheben: Essen von Schweinefleisch, Tragen von Mischgewebe, die Chaliza an der Schwägerin, die Reinigung der Aussätzigen, der fortzuschickende Bock.“ (Joma 67b)

Das Sündenbock-Ritual zählt also zu den Chukim. Warum der Ewige dieses Gebot erlassen hat, wissen wir nicht, denn die Tora hat uns keine Begründung gegeben. Wohl aber können wir uns mit der naheliegenden Frage beschäftigen: Was lehrt uns das Ritual mit den zwei Ziegenböcken? Eine symbolische Deutung des Zeremoniells hat Don Yizhak Abravanel (1437–1509) in seinem Tora-Kommentar vorgeschlagen.

Nach Abravanel sind beide Ziegenböcke ein Hinweis auf das Volk Israel. Sie symbolisieren die Alternative, vor der Israel steht: der Bock, der im Heiligtum als Opfer dargebracht wird, steht für eine Lebensführung gemäß den Anweisungen des Ewigen, die zu einer Annäherung an Gott führt; wandelt Israel aber nicht auf dem richtigen Weg und entfernt sich von Gottes Weisungen, so wird es fortgeschickt werden wie der Sündenbock. Das Ritual am Jom Kippur erinnert demnach an die uns gegebene Wahlfreiheit und an die Möglichkeit des Exils.

Dass der fortzuschickende Bock das Volk Israel in einer bestimmten Verfassung

repräsentiert, beweist Abravanel durch folgenden Vers: „Aharon stützt seine beiden Hände vereinigt auf den Kopf des lebendigen Bockes und bekennt auf ihm alle Sünden der Kinder Israels und alle ihre Verbrechen in Beziehung zu allen ihren Verirrungen und gibt sie auf den Kopf des Bockes und entsendet ihn durch einen dazu bereiten Mann in die Wüste.“ (3. Buch Mose 16,21) Symbolisierte der Bock nicht das Volk Israel, so machte das Stützen der Hände auf den Kopf des Tieres beim Sündenbekenntnis keinen Sinn.

In seinem Kommentar zum eben zitierten Vers bemerkt Rabbiner Samson R. Hirsch (1808–1888), dass bei der Formulierung ‚und gibt sie auf den Kopf des Bockes‘ „sicherlich nicht an irgendein magisch-mystisch konkretes Legen der Sünden auf das Haupt des Ziegenbocks zu denken ist. Es heißt nichts anderes, als dass durch das Sündengeständnis auf das Haupt des Ziegenbocks dieser lebendige Bock die verfehlte Lebensrichtung ins Bewusstsein rufen soll, in welcher alle Sünden, Chataim, Verfehlungen, Avonot, und Frevel, Peschaim, wurzeln und auf welcher sie beruhen.“

Im Mussaf-Gebet am Jom Kippur rezipieren Vorbeter und Gemeinde, was der Kohen Gadol einmal im Jahr im Heiligtum sprach: „O Gott! Gesündigt, gefehlt und gefrevelt hat vor Dir Dein Volk, das Haus Israel. O bei Deinem heiligen Namen rufe ich: Vergib die Sünden, Verfehlungen, Frevel, durch die gesündigt, gefehlt, gefrevelt vor Dir Dein Volk, das Haus Israel! Wie geschrieben steht in der Lehre Mosches, Deines Knechtes, aus dem Munde Deiner Herrlichkeit: ‚Denn an diesem Tage wird Er euch sühnen, euch zu reinigen von all euren Sünden vor dem Ewigen.‘“ (3. Buch Mose 16,30) Es ist bemerkenswert, dass es Sühne gibt auch für Übertretungen, die mit voller Absicht begangen worden sind. Wir staunen:



Der neue jüdische Kalender aus dem Hentrich & Hentrich Verlag enthält 16 Monate, von September 2020 bis Dezember 2021. Das ist praktisch, kann man ihn doch noch nach einem Jahr hängen lassen. Er zeigt alle jüdischen Feiertage an, auch alle gesetzlichen Feiertage in Deutschland. Der Wandkalender mit hebräisch-deutschen Bezeichnungen für die Monate und Wochentage lässt etwas Platz für Notizen. Die Monatsfotos, teilweise von Michaela Weber, sind hervorragend. Positiv wäre noch anzumerken: Der Kalender verzichtet vollständig auf die üblichen israelisch-jüdischen Klischee-Bilder. ISBN: 978-3-95565-394-1, 15 €, www.hentrichhentrich.de bere.

Kann so etwas möglich sein? Wie bereits erwähnt, der Sündenbock zählt zu den Chukim. Gegen alle Logik gibt es, wie der vom Kohen Gadol zitierte Vers eindeutig beweist, am Jom Kippur Sühne sogar für Frevel. Weil im Heiligtum nie ein Chatat-Opfer für absichtlich begangene Untaten dargebracht wurde, durfte der Sündenbock nicht im Tempel geschlachtet werden wie sein Partner bei der Auslosung.

Als die Avoda am Jom Kippur noch praktiziert wurde, brachte der fortgeschickte

Bock eine Sühne für ganz Israel. Wie ist unsere Situation heute, die wir die Avoda nur im Gebet erwähnen? Die Antwort von Moses Maimonides auf diese Frage lautet: „Jetzt, da das Heiligtum nicht mehr besteht und der Altar uns keine Sühne bringen kann, gibt es nur die Umkehr, Teschuva. Die Teschuva bringt Sühne für alle Gesetzesübertretungen. Das Wesen des Versöhnungstages besteht darin, dass er denen, die umkehren, Sühne bringt.“ (Hilchot Teschuva 1,3)

Folgen einer unbeabsichtigten Kränkung

Von Yizhak Ahren

Tora kann man überall studieren, und doch hat Rabbi Nehorai empfohlen: „Wandere nach einem Ort der Torawissenschaft.“ (Sprüche der Väter 4,18). An einem solchen Ort wird es hervorragende Lehrer geben und auch gleichstrebende Genossen, mit denen man über den Lehrstoff diskutieren kann.

Was sollte ein Jünger machen, der bereits verheiratet ist? In unseren Tagen würde man eine einfache Lösung finden. Die

Ehefrau verlässt zusammen mit ihrem Mann die Heimat für die Dauer des Studiums. In der Zeit der Tannaiten und Amoräer gab es diese Möglichkeit offensichtlich nicht. In einer Mischna, in der es um die ehelichen Pflichten des Mannes geht, steht: „Die Jünger dürfen zum Studium der Tora 30 Tage ohne Einwilligung fortbleiben.“ (Ketuwot 61b) Der Talmud will wissen: „Wie lange mit Einwilligung? So lange er will.“ Wenn die Frau einverstanden ist, darf der

Ehemann also jahrelang in einer anderen Stadt studieren.

Der Fall von Rav Rechumi, einem babylonischen Amoräer der vierten Generation, ist nur auf dem Hintergrund der damaligen Praxis zu verstehen. Seine tragische Geschichte erzählt der Talmud in wenigen Zeilen, die erklärungsbedürftig sind: „Rav Rechumi, der bei Raba in Machoza studierte, pflegte an jedem Rüsttage des Versöhnungstages nach

Hause zu gehen. An jenem Tag aber zog ihn die Lehre in ihren Bann. Seine Frau erwartete sein Kommen: Jetzt kommt er! Jetzt kommt er! Er kam nicht. Da ward sie niedergeschlagen, und eine Träne floss aus ihrem Auge. Rav Rechumi saß auf dem Dach des Lehrhauses; da brach das Dach unter ihm zusammen, und er starb.“ (Ketuwo 62b)

Es drängen sich sofort mindestens zwei Fragen auf. Warum pflegte Rav Rechumi ausgerechnet am Rüsttag von Jom Kippur nach Hause zurückzukehren? Bekanntlich ist, wie die Mischna in Joma (73b) feststellt, am Versöhnungstag nicht nur das Essen und das Trinken verboten, sondern auch der eheliche Verkehr. Admiel Kosman hat die kühne These vertreten, dass Rav Rechumi von einer christlichen Auffassung beeinflusst war, nach der ein Mensch Gott nur durch sexuelle Enthaltensamkeit nahekommen könne. Kosman vermutet sogar, dass Rav Rechumi nicht nur wegen des bedeutenden Lehrers Raba in Machoza lebte, sondern auch deshalb, weil er dort ein Leben ohne Geschlechtsverkehr führen konnte. Nach dieser Inter-

pretation kritisiert die talmudische Erzählung Rav Rechumis unjüdische Haltung.

Eine ganz andere Lesart der Geschichte hat Rabbiner Esriel Ariel vorgetragen. Seiner Ansicht nach macht gerade Jom Kippur uns darauf aufmerksam, dass die Liebe zu Gott und die Liebe zur Ehefrau einander ergänzen. Der Kohen Gadol, der den Dienst im Heiligtum am Versöhnungstag zu verrichten hatte, musste unbedingt verheiratet sein (Joma 2a). Und die Mischna (Taanit 4,8) berichtet, dass Jom Kippur als Tag für die Eheanbahnung gesehen wurde. Rav Rechumis Termin für seine Rückkehr deutet an, dass er die Beziehung zu seiner Frau auf die höchste Stufe stellen wollte, und zwar durch eine Kombination beider Formen der Liebe. Gescheitert ist Rav Rechumi, weil er an seinem letzten Tag vor lauter Gottes- und Tora-Liebe die menschliche Seite vergessen hat.

Eine andere Frage, die einige Interpreten beschäftigt hat, betrifft Rav Rechumis Strafe. Als die Frau begriff, dass ihr Mann

nicht wie in den Vorjahren zu Jom Kippur erscheinen werde, vergoss sie eine Träne. Wir verstehen, dass Gott den gelehrten Mann wegen Verletzung der Gefühle seiner Gattin bestraft. Aber wir wundern uns. Wurde die Frau, die jetzt ihren Mann verloren hat, nicht ebenfalls bestraft? Rabbiner Chaim Schmulewitsch erklärte, dass man Rav Rechumis Tod keinesfalls als eine Art Wiedergutmachung ansehen darf. Vielmehr zeige der Vorfall in plakativer Weise, dass jede Person, die einen anderen Menschen kränkt, automatisch sich selbst einen Schaden zufügt! Anzumerken ist, dass Rabbiner Michael Abraham diese Deutung des Todes von Rav Rechumi als sehr problematisch bezeichnet hat.

Was lehrt uns Rav Rechumis Geschichte, die übrigens von der israelischen Gimzu Blues Band als Ballade gesungen wurde? Dass sogar ein beflissener Tora-Gelehrter einen anderen Menschen verletzen kann, wenn er nicht sehr achtsam ist. Man kann gar nicht vorsichtig genug sein! Die Träne der Gekränkten bleibt nicht unbeachtet: „Die Pforten der Tränen sind nie verschlossen.“ (Berachot 32b)

GRUSSWORTE ZU ROSCH HASCHANA 5781



Zum Neujahrsfest einen herzlichen Gruß an alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger unseres Landes!

Sie pflegen ein reiches religiöses und kulturelles Leben und nehmen mit ihren Gemeinden einen festen Platz inmitten unserer Gesellschaft ein. Antisemitismus richtet sich daher nicht nur gegen sie,

sondern ist ein Angriff auf uns alle. Er ist eine Bedrohung unserer freiheitlichen und demokratischen Ordnung. Die Bayerische Staatsregierung geht energisch gegen alle Formen dieser menschenverachtenden Haltung vor. Zugleich sind alle Institutionen und gesellschaftlichen Kräfte aufgerufen, diesen Strömungen unmissverständlich Einhalt zu gebieten.

Rosch Haschana ist für die Juden ein Fest der Besinnung und der Einkehr. Es geht darum, persönliche Bilanz zu ziehen und

neue Kraft für die kommenden Herausforderungen zu schöpfen. Den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern alles Gute im neuen Jahr! Es soll ihnen persönlich Gesundheit, Glück und viel Erfolg bringen, aber auch ein gelingendes Zusammenleben ihrer religiösen Gemeinschaft.

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident



„Pikuach Nefesch“ – in gewisser Weise hat dieser zentrale jüdische Grundsatz in den letzten Monaten auch die bayerische und deutsche Politik bestimmt. Wir haben den Schutz und die Rettung des einzelnen Lebens allem anderen übergeordnet. Auch das religiöse Leben war davon betroffen. Gottesdienste konnten nicht stattfinden. Die Synagoge, das Haus der Versammlung, blieb leer. Die Sederabende waren stiller als sonst. Corona hat uns vor die größte Herausforderung seit Bestehen

der Bundesrepublik gestellt – unser Gesundheitssystem, unsere Wirtschaft, unsere Gesellschaft.

Aber es gab im letzten Jahr nicht nur Corona. Mit dem bevorstehenden Jom Kippur rücken schockierende, bedrückende, beschämende Erinnerungen ins Bewusstsein. Der antisemitische Anschlag auf die Betenden in der Synagoge in Halle, bei dem zwei Menschen ermordet wurden, hat uns einmal mehr vor Augen geführt, wie bedroht das jüdische Leben hierzulande ist. Mir war es eine Herzenssache, mich wenige Tage später dem Aufruf der damaligen Regionalbischöfin Breit-Keßler anzuschließen und mit Hunderten Münchnerinnen und Münchnern

zu Beginn des Schabbat einen schützenden Ring um die Synagoge am St.-Jakobs-Platz in der Landeshauptstadt zu bilden. Ich war dort, um zu zeigen, dass wir zusammengehören, dass unsere jüdischen Bürgerinnen und Bürger im Unterschied zur Vergangenheit nicht mit ihren Sorgen und ihrem Schmerz alleine sind.

In Bayern hat der Schutz der jüdischen Menschen und Einrichtungen oberste Priorität. Aber auch im Freistaat mussten wir erkennen, dass wir das historische Versprechen „Nie wieder!“ nicht umfassend halten konnten. Das Gift des Antisemitismus wird in unterschiedlichen Gefäßen in den Verkehr gebracht – rechts, links, muslimisch, christlich, israelbe-

zogen, verschwörungsideologisch, geschichtvergessen, revisionistisch, leugnend, ignorant, oder „gar nicht so gemeint“. Und doch: In jeder Form ist er unvereinbar mit den Werten unserer freiheitlichen Demokratie! Juden Hass ist nicht „nur“ eine Bedrohung für Jüdinnen und Juden. Er vergiftet unsere Gesellschaft. Er bedroht uns alle. Er geht uns alle an. Deswegen benenne und bekämpfe ich Juden Hass in all seinen Formen. Unser Ziel muss es sein, dass jüdisches Leben ohne Polizeischutz unbeschwert, selbstverständlich und sicher stattfinden kann.

Im kommenden Jahr ist jüdisches Leben auf dem Boden des heutigen Deutschlands 1.700 Jahre urkundlich dokumentiert. In Bayern blicken wir auf eine über 1.000-jährige jüdische Geschichte zurück. Jüdinnen und Juden haben über die Jahr-

hunderte unsere Kunst und Kultur, unsere Wirtschaft, unsere Politik, unsere Wissenschaft, unser Leben mitgestaltet und geprägt. Wir wollen das Jubiläumsjahr nutzen, um das Jüdische in unserer Heimat zu feiern.

Und, um das Versprechen „Nie wieder!“, das mit der Erinnerung an die Opfer der Shoa untrennbar verbunden ist, zu erneuern. Der Kampf für Freiheit und Demokratie beginnt im Kleinen, im Alltäglichen und hört auch im Landtag nicht auf. Es ist traurig, dass auch dieser Neujahrsgruß nicht ohne das Thema Antisemitismus auskommen konnte. Ich wünsche mir, dass ich in künftigen Jahren das Heitere, die Freude in den Mittelpunkt stellen kann. Ich bin überzeugt, dass Corona uns als Gesellschaft geeint und gestärkt hat. Nein, ich habe die Demonstrationen mit antisemitischer Begleit-

musik nicht überhört. Aber ich bin sicher: Die überwältigende Mehrheit in unserem Land ist zusammengerückt. Wir sind gewachsen. Wir haben erlebt, dass wir einander brauchen und dass Solidarität Leben rettet.

Rosch Haschana ist verbunden mit Hoffnung, Mut und Zuversicht. Ganz in diesem Sinne wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in Bayern: Shana tova u-metuka – ein gutes, süßes und glückliches neues Jahr!

**Ilse Aigner MdL, Präsidentin
des Bayerischen Landtags**



Als ob der Terroranschlag auf die Synagoge in Halle an Jom Kippur im letzten Jahr die hässliche Fratze des Antisemitismus bei uns nicht schon in ihrer ganzen barbarischen Menschenverachtung gezeigt hätte, nutzen Rechtsextreme und Islamisten heuer die Corona-Pandemie, um mit gezielten Verschwörungstheorien den Juden Hass weiter anzukurbeln, im Internet ebenso wie auf der Straße. Da sind Schmähungen wie „Coronavirus heißt Judenkapitalismus“, gelbe Davidsterne auf Ärmeln mit dem Wort „Ungeimpft“ auf sogenannten Hygiene-Demos oder ganz allgemein die Verleumdung von Juden als bewusste Verbreiter und Profiteure der Krise. Solche Unmenschlichkeiten will

man eigentlich nicht einmal aussprechen. Und doch ist es nötiger denn je, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Denn auch im letzten Jahr ist die Zahl der antisemitischen Straftaten in Deutschland erneut gestiegen. Es darf uns keine Ruhe lassen, dass auch 75 Jahre nach der Shoa Juden Hass hierzulande weit verbreitet ist und mehr als die Hälfte der jüdischen Bevölkerung antisemitische Erfahrungen machen muss.

Antisemitische Äußerungen, Beschädigung jüdischen Eigentums und Angriffe auf Jüdinnen und Juden sind leider auch in München keine Seltenheit. Umso wichtiger ist es, dieser Entwicklung jetzt Einhalt zu gebieten, indem wir sofort einschreiten, wenn Jüdinnen und Juden beleidigt, bedroht oder angegriffen werden. Die Stadt München hat ihre klare Haltung dazu immer wieder mit Nachdruck bekräftigt und durch eine Vielzahl regelmä-

ßiger öffentlicher Zeichen untermauert. Etwa mit unserer Fachstelle für Demokratie, die seit nunmehr zehn Jahren das städtische Handeln gegen Rechtsextremismus, Rassismus, Antisemitismus und Menschenfeindlichkeit koordiniert. In diesem Sinne möchte ich die Jüdische Gemeinde Münchens hier nochmals ausdrücklich der unumstößlichen Solidarität der gesamten demokratischen Münchner Stadtgesellschaft versichern. Und in eben diesem Sinne wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und friedliches Jahr 5781!

**Dieter Reiter, Oberbürgermeister
der Landeshauptstadt München**



Liebe jüdischen
Schwestern und
Brüder,

ereignisreiche Monate liegen hinter uns: Das Jahr 5780 begann mit dem hinterhältigen Terroranschlag in Halle mit zwei Toten, der ursprünglich gegen die jüdische Gemeinde gerichtet war, die gerade Jom Kippur feierte. Der Antisemitismus in Deutschland hat damit eine neue, furchtbare Stufe erreicht und zeigt, dass wir nicht nachlassen dürfen, gemeinsam dieses Gift des Hasses zu bekämpfen. Die letzten Monate standen wir alle gemeinsam vor den Herausforderungen der

Corona-Pandemie: Unsere Religionsgemeinschaften waren erstmals in der Situation, sich nicht mehr zum gemeinschaftlichen Gebet in ihren Sakralräumen versammeln zu können, und wir haben alle gespürt, wie sehr uns das gemeinschaftliche Beten und Feiern fehlt. Zugleich wissen wir als gläubige Menschen, dass der treue G'tt auch in diesen schwierigen Zeiten bei uns ist und uns zur Solidarität untereinander aufruft. Das ist auch die Botschaft, die uns die erste gemeinsame Fachtagung der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschlands mit der Deutschen Bischofskonferenz vom November 2019 mitgibt. Anlass war die jüdische Erklärung „Zwischen Jerusalem und Rom“ von 2017, die davon spricht, dass wir „Partner, enge Verbündete und

Brüder bei einer gemeinsamen Suche nach einer besseren Welt“ sein sollen. Lassen Sie uns diese Partnerschaft und Geschwisterlichkeit auch im kommenden Jahr weiter leben und vertiefen.

Ich wünsche Ihnen ein friedvolles und gesegnetes Neues Jahr!

SCHANA TOWA!

**Reinhard Kardinal Marx
Erzbischof von München und
Freising**



Ein gutes und gesegnetes neues Jahr wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch persönlich zu Rosch Hashana und den Hohen Feiertagen!

Das abgeschlossene Jahr wird uns noch lange beschäftigen. Da sind die Abgründe, die die Terroranschläge von Halle und Hanau offengelegt haben, und die Menschen, die sie traumatisiert haben. Da sind die Erfahrungen, die alle Religionsgemeinschaften während der Pandemie gleichermaßen gemacht haben. Viele persönliche Begegnungen konnten nicht stattfinden. Gottesdienste, Konzerte, Bildungsangebote sind nach wie vor nur mit Einschränkungen möglich. Zugleich haben sich im digitalen Raum neue Formen für den Austausch und die Bildung, aber auch für interreligiöse Begegnungen entwickelt.

Leider haben etliche Menschen in dieser Krise auch das Gift ihres Verschwörungsglaubens verbreitet und zu einem Klima beigetragen, in dem antijüdische und andere Gewalt zunimmt. Als Teil der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft stehen

wir vor den Fragen: Was ist unser Anteil daran? Was müssen und was können wir dagegen tun? Die Fragen sind zwar nicht neu und es gibt auch schon erfolgreiche Antworten, gleichzeitig stellen sich diese Fragen mit neuer Dringlichkeit.

Im kommenden Festjahr werden zahlreiche Veranstaltungen und Begegnungen überall in Deutschland hoffentlich einen kraftvollen Gegenakzent setzen, der nachwirkt. Wir werden 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland feiern. Diese erste urkundliche Erwähnung von Juden ist sogar älter als die frühesten Belege für christliches Leben. Das Festjahr bietet hoffentlich viele Gelegenheiten, jüdische Kultur und Geschichte aus 1.700 Jahren zu entdecken und zu feiern. Auch das Bayerische Bündnis für Toleranz, dem 76 Organisationen aus der Mitte der bayerischen Gesellschaft angehören, hat sich dieses Thema als Jahresthema gewählt.

Wenn wir in der bayerischen Landeshauptstadt München auf die Anfänge der jüdischen und der evangelischen Gemeinden schauen, dann liegen diese zwar erst etwas mehr als 200 Jahre zurück, aber es gibt Parallelen: Beide sind vom Hof der Wittelsbacher Kurfürsten aus entstanden, die erste Synagoge und die erste evangelische Kirche wurden im Abstand von nur

neun Jahren gebaut: Zuerst konnte die jüdische Gemeinde ihre Synagoge in der Westenrieder Straße einweihen, wenig später folgte die evangelische Gemeinde mit ihrer Matthäuskirche in der Sonnenstraße.

Mir ist es wichtig zu erkennen, dass unsere Geschichten eng miteinander verwoben sind, trotz der Feindseligkeiten, die vor allem von der christlichen Seite ausgegangen sind. Und besonders wichtig ist mir, dass wir Seite an Seite in die Zukunft gehen. Es gibt unendlich viel aus den 1.700 Jahren, was das nichtjüdische Deutschland Jüdinnen und Juden verdankt. Das Festjahr bietet eine besondere Chance zu solchen Entdeckungen und trägt hoffentlich dazu bei, die Zivilcourage und Verbundenheit in unserer Gesellschaft zu stärken.

SCHANA TOWA UMETUKA

wünscht Ihnen

Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde, zum jüdischen Neujahrsfest Rosh Hashana sende ich Ihnen meine besten Wünsche und Grüße. Auch dieses Jahr, das uns

vor außergewöhnliche Herausforderungen stellt, gab Anlass auch zum Feiern.

Vor 55 Jahren, am 12. Mai 1965, nahmen Israel und Deutschland diplomatische Beziehungen miteinander auf, die heute so eng und vielfältig sind wie nie zuvor. Zahlreiche Veranstaltungen und Initiativen begehen das Jubiläum feierlich, auch viele jüdische Gemeinden hier in Bayern engagieren sich für die deutsch-israelische Freundschaft und machen ihre Verbindung zu Israel sichtbar.

Dieses Engagement ist nicht selbstverständlich, denn es ist nicht immer leicht. Mit Sorge blicken wir derzeit auf die jüngsten gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen, die nicht zuletzt durch die Corona-Krise verstärkt wurden. Verschwörungstheorien gegen Juden und gegen Israel finden immer weitere Verbreitung, sei es im Netz oder auf der

Straße. Antisemitismus ist im rechtsradikalen Spektrum verbreitet –aber keineswegs nur dort. Die Mehrzahl der registrierten Fälle und Täter ließen sich politisch nicht klar zuordnen. Wir beobachten, wie sich eine ohnehin schwierige Situation gegenwärtig verschärft; Juden fühlen sich auch in Bayern angefeindet und sogar bedroht.

Was können wir tun? Und wieviel können die Gemeinden und Individuen überhaupt tun, um sich den Anfeindungen zu erwehren? Auf welcher Grundlage kann man mit Antisemiten argumentieren, die ihrerseits keine Fakten für Ihre Verschwörungstheorien benötigen? Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Empathie lassen sich schwerlich politisch verordnen, Vorurteile werden früh, im familiären und Freundeskreis eingeübt und fest verankert. Wohl aber kann früh gegengesteuert werden, durch schulische, aber auch außerschulische Bildung eines zivilisatorischen Bewusstseins und einer demokratischen Haltung. Durch Begegnungen und den Dialog gesellschaftlicher Gruppen die Vorurteile mit der Realität konfrontieren.

Ich vertraue den starken gesellschaftlichen und politischen Institutionen hier in Bayern, die bereits vieles bei der Be-

kämpfung und Prävention von Antisemitismus und israelfeindlicher Agitation erreicht haben. Ich glaube ebenso an den Zusammenhalt und die innere Stärke der jüdischen Gemeinden in Bayern, die bereits zahlreiche Krisen überstehen mussten und überstanden haben. Wir, das Generalkonsulat und Israel, stehen zusammen an der Seite der Jüdischen Gemeinden, als eng verbündete Partner im gemeinsamen Kampf gegen den Antisemitismus.

Zum Neujahrsfest möchte ich deswegen auch zuversichtlich in das kommende Jahr blicken in der Hoffnung, dass wir auch aus diesen Herausforderungen gestärkt hervorgehen können, wenn wir sie gemeinsam konfrontieren und bewältigen.

In diesem Sinne wünsche Ich Ihnen und Ihren Familien ein süßes, glückliches, ein gesundes und erfülltes Jahr 5781.

SHANA TOVA U-METUKA.
KETIVA VE-CHATIMA TOVA!

Sandra Simovich, Generalkonsulin
des Staates Israel in Süddeutschland

Museum und Corona

AUGSBURG. Covid-19 hat das Jüdische Museum Augsburg Schwaben wie jede andere Kulturinstitution stark getroffen. Am 16. März wurden beide Museumsstandorte und alle Veranstaltungen abgesagt, das Team ins Homeoffice geschickt. Am 18. Mai öffnete das Museum wieder unter Einhaltung der vorgeschriebenen Hygiene-Maßnahmen. Führungen können jetzt nur für fünf Personen stattfinden, und gerade der Wegfall der Schulklassen, immerhin betrifft das

die Hälfte der jährlichen Besucher, und der Erwachsenenführungen macht dem Museum wirtschaftlich schwer zu schaffen.

Dennoch bleibt das Museum optimistisch. Die Ausstellung „Die unsichtbare Frau“ in der Ehemaligen Synagoge Kriegshaber und die Intervention „Unsere Werte“ in der Dauerausstellung konnten im kleinen Rahmen eröffnet werden. Zugleich wurde die Zeit intensiv genutzt, um den 2019

angestoßenen Erneuerungsprozess weiter voranzutreiben.

Neben der inhaltlichen Arbeit, die in diesem und kommenden Jahr unter dem Thema „Feminismus“ steht, gehören zu dieser Erneuerung auch ein komplett neues Erscheinungsbild und der Ausbau des digitalen Museums. Die beiden Standorte Innenstadt und Ehemalige Synagoge Kriegshaber wurden gescannt, man kann sie nun in einer 3D-Tour selbst virtuell erkunden. Auch die Präsenz des Museums auf Facebook und Instagram konnte neu gestaltet werden. Die Social Media waren schon vor Corona eine wichtige Möglichkeit, um mit den Besuchern zu kommunizieren.

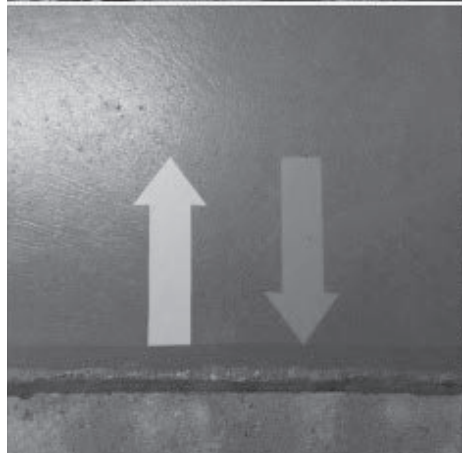
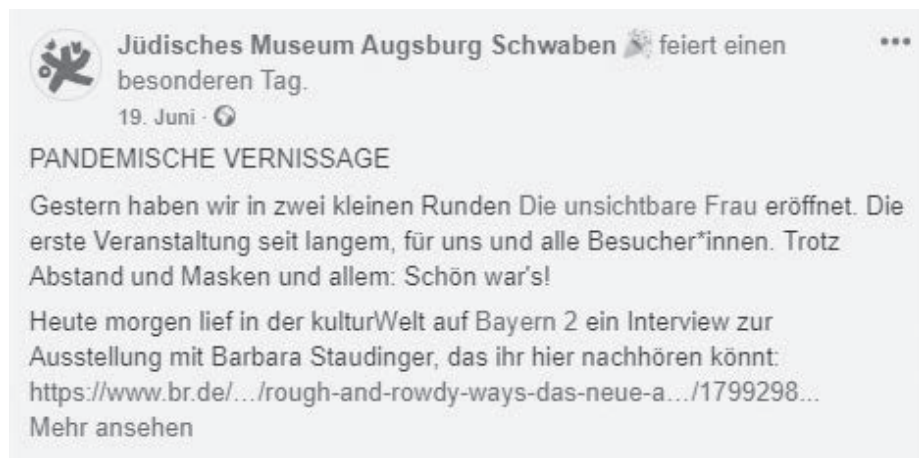
Mit dem Wegfall der direkten Kommunikation beim Museumsbesuch oder bei Veranstaltungen wurden diese Kanäle umso wichtiger. Die Lesung von Erinnerungen Augsburgs Juden, die als US-Soldaten in ihre „Heimat“-Stadt zurückkehrten, wurde in der Ehemaligen Synagoge Kriegshaber aufgezeichnet und ist auf dem YouTube-Kanal des Museums abrufbar.

Bei den Aufrufen wird eine Besonderheit des Museums deutlich. Fast 40% der Zuschauer haben das Video mit englischen Untertiteln angesehen. Zu verdanken ist das wohl den in aller Welt lebenden Nachkommen „Augsburger Juden“, mit denen das Museum gute Kontakte pflegt. Alle Links zu den digitalen Medien auf www.jkmas.de. bere.

Mother Boyle

AUGSBURG. Gert Boyle in Portland, USA, nähte das erste Exemplar selbst auf ihrer Nähmaschine. Ihre neue Weste für Angler hatte ganz viele kleine Taschen und war damit sehr praktisch. Die „Erfinderin“ dieser neuartigen Bekleidung, die am 6. März 1924 in Augsburg geborene Gertrud Lamfromm, wuchs mit ihren Schwestern Hildegard und Eva in der Werderstraße 16, im bürgerlichen Bismarckviertel auf.

Ihr Vater Paul Lamfromm war Mitinhaber der „Wäschefabriken Augsburg AG“, eine der damals größten Wäschefabriken Süddeutschlands. Mit den Nazis begann 1933 die schrittweise Entrechtung der Juden, und auch Paul Lamfromm war mit seiner Familie betroffen. 1937 konnten sie mit Hilfe einer Bürgschaft von Verwandten in



Facebook: Eröffnung der Ausstellung „Die unsichtbare Frau“ in kleinem Rahmen im Juni.
© JMAS

Amerika in die USA fliehen. Der NS-Staat bürgerste die Familie am 6. Oktober 1939 aus.

Paul Lamfromm kaufte in Portland eine kleine Hutfabrik und nannte sie nach dem dortigen Fluss „Columbia Hat Company“. Seine Frau und die Töchter waren auch in der Firma tätig, und Gertrud studierte noch Soziologie in Arizona. 1948 heiratete sie Neal Boyle, der auch in die väterliche Firma eintrat. Später wurde die Produktion auf Outdoor-Bekleidung umgestellt und der Name in „Columbia Sportswear Company“ geändert. Mit der Weste für Fischer wurde die „Columbia Sportswear Company“ dann berühmt.

Paul Lamfromm starb 1964, ihr Mann Neal Boyle, mit dem sie drei Kinder hatte, 1970. Gert Boyle übernahm mit ihrem Sohn Tim die Firma und baute sie zu einer Weltmarke für Outdoor-Kleidung aus. Sie leitete die Geschäfte bis 1988 und wurde in den 1980er Jahren, auch als Wackelfigur „Mother Boyle“ (siehe dazu das Foto auf der letzten Umschlagseite) und als „Tough Mother“ zur Werbeikone. 2005 erschien ihre Autobiografie „One Tough Mother. Success in Life, Business and Apple Pies“. Gert Boyle starb am 3. November 2019 im Alter von 95 Jahren. Bis zu ihrem Tod blieb sie die Vorsitzende des Aufsichtsrates.

Ihre Schwester Eva Lamfromm besuchte 2011 das Jüdische Museum Augsburg und erzählte in der vom Museum und dem Sensemble Theater organisierten Reihe LEBENSLINIEN ihre Familiengeschichte. Daraus entstand danach die im Museum erhältliche Publikation „... wie glücklich können wir sein, dass die Kinder in Sicherheit sind. Der Weg der Familie Lamfromm aus Augsburg“.

Die Lamfromm-Familiengeschichte mit der Wackelfigur „Mother Boyle“ gehört auch zur „Intervention UNSERE WERTE“,



Familie Lamfromm, Ausflug 1935 nach Bad Wörishofen. Foto: JMAS/Eva Lamfromm Labby

die das Museum bis zum 11. April 2021 in der Dauerausstellung zeigt. Das neue Ausstellungsformat „Intervention“ versteht sich als ein „Hinzufügen“ zu einer bestehenden Ausstellung. Sie wird dadurch neu kommentiert, hinterfragt oder auch berichtigt. Die neue Gestaltung könnte auch eine andere Wahrnehmung der Ausstellung bewirken.

„Die Intervention hat ihre eigene Erzählung, sie bietet aber auch die Möglichkeit, die Dauerausstellung neu zu betrachten oder Überlegungen mit in den eigenen Alltag zu nehmen“, schreibt das Museum in einer dazugehörigen Publikation. Mit „wechselnden“ Exponaten in der Dauerausstellung kann das Museum auch auf „wechselnde“ Werte verweisen.

Inhaltlich bezieht sich die Intervention auf die „Gemeinsamen Werte“ Gemeinschaft, Familie, Gleichberechtigung, Wohl-

tätigkeit und Gerechtigkeit. Die Mother Boyle-Geschichte steht in der Intervention für die „Gleichberechtigung“ und für die „starke Frau“.

Benno Reicher



Gert Boyle als Titelbild der Zeitschrift Women. Foto: JMAS



Firmenanzeige.

Foto: Columbia Sportswear Company



Intervention UNSERE WERTE.

Foto: JMAS

L'Chaim

Von Miryam Gümbel

FÜRTH. Noch bis zum 10. Januar 2021 zeigt das Jüdische Museum Franken in Fürth eine ganz besondere Ausstellung mit dem Titel „L'Chaim. Auf das Leben. Die Vielfalt jüdischen Lebens entdecken“. Das Projekt ist in mehrfacher Hinsicht außergewöhnlich. Schon von der Art der Präsentation weicht es von gewohnten Ausstellungsformaten ab. Die Exponate sind digital, die Räume mit Monitoren und Lautsprechern, beziehungsweise Anschlüssen für Kopfhörer ausgestattet. Bunte Sitzwürfel vor den einzelnen Screens erlauben dem Besucher eine entspannte Konzentration auf die Inhalte der einzelnen Stationen.

Das einzige nicht digitale Objekt ist eine Infotafel mit den einzelnen Protagonisten des Projekts, Berliner aller Altersgruppen und verschiedener Provenienz, sämtlich jüdische Menschen, die aus und über ihr Leben erzählen. Mit einem großen an eine Wand projizierten Film wird zudem über die verschiedenen Berliner Synagogen und Bethäuser berichtet. An allen anderen Stationen kann der Besucher sich individuell den Video-Berichten widmen.

Eine weitere Besonderheit ist die Wahlmöglichkeit der Sprachen: Deutsch, Englisch – und Arabisch. Das Ziel des Ausstellungsbesuches soll sein, jüdisches Leben kennenzulernen, das Leben einer Minderheit, die in Zahlen ausgedrückt nicht einmal 0,2 Prozent der deutschen Bevölkerung ausmacht.

Museum Franken

Während der Corona-Pandemie hat das Jüdische Museum Franken und das Mary S. Rosenberg Café in Fürth von Donnerstag bis Sonntag, von 10 Uhr bis 17 Uhr geöffnet. Zur Wechselausstellung können Besucher*innen ihren eigenen Kopfhörer mitnehmen (Anschluss mit 3,5 mm Klinke) und in der Ausstellung benutzen.

Jeden ersten Sonntag im Monat, um 14 Uhr, werden an allen drei Standorten des Jüdischen Museums Franken, in Fürth, Schnaittach und Schwabach, Stadtführungen oder Führungen über die Jüdischen Friedhöfe angeboten. Im Museum und zu den Stadtführungen gelten Maskenpflicht und die üblichen Abstandsregeln.

Jüdisches Museum Franken in Fürth, Königstraße 89, Telefon 0911-950 9880, geöffnet Do–So 10–17 Uhr
info@juedisches-museum.org
www.juedisches-museum.org

Diese Relation verdeutlicht, dass Juden und Judentum weitgehend unbekannt sind. „Die Ausstellung soll das ändern“, unterstreicht Zentralrats-Präsident Josef Schuster im Grußwort des Katalogs: „Sie zeigt anhand verschiedener Biografien von Jung bis Alt wie divers jüdisches Leben heutzutage ist. Sind alle Juden religiös? Wie leben sie ihr Judentum aus? Was ist jüdische Kultur?“

Die ausgewählten Frauen und Männer geben dabei ganz individuelle Antworten, so vielfältig, wie die jeweiligen Leben sind. Da geht es ebenso humorvoll ab wie ernst, Erfahrungen werden berichtet, Situationen geschildert. Auf die Vergangenheit wird eindrucksvoll eingegangen, ohne Anklage, ohne erhobenen Zeigefinger. Da ist zum Beispiel Avraham Kotljars, der in Taschkent zur Welt kam und als Kind nicht verstanden hat, wenn ihn seine religiöse Babuschka immer rüde weggeschickt hat, wenn er hebräische Buchstaben sehen wollte. „Als ich groß war, konnte ich verstehen, warum sie so reagierte. Sie hat Angst gehabt.“

Zu den besonders eindrucksvollen Schilderungen der Nazizeit in Deutschland gehört die kurze Schilderung von Inge Marcus. 1922 in Berlin-Steglitz geboren, schickten sie ihre Eltern kurz vor dem Abitur nach Großbritannien, wie in dem Begleitheft zu erfahren ist. 1947 ging sie nach Paris, heiratete dort ihre Berliner Jugendliebe. Die junge Familie kehrte 1951 nach Berlin zurück, wo sie sich im jüdischen Gemeindeleben und in der WIZO engagierte. 2017 starb sie im Alter von 95 Jahren in Berlin.

Sie berichtet im Video sachlich und damit

umso eindringlicher, wie es ihr in Berlin kurz vor dem Abitur ergangen ist: „Ich war nachher die einzige Jüdin auf der Schule, und da sagte dann mein Klassenlehrer, der reinkam, Inge, wir dürfen kein jüdisches Kind mehr auf der Schule haben. Ich hab natürlich Koffer gepackt und Mappe gepackt und geflennt. 39 hätte ich Abitur gemacht.“

Die Videostationen, die sich im Untergeschoss des Museums fortsetzen, sind gegliedert nach den Themenbereichen Jüdisches Leben heute, Vielfalt religiöser Richtungen des Judentums in Deutschland nach 1945, Jüdische Identität, Persönliche Einblicke.

Der Kurator der Ausstellung, Joachim Seinfeld, Jahrgang 1962, hat Malerei studiert. Der Träger des Augsburger Heinrich-Heine-Preises war unter anderem 1994–95 für das Tempus-Projekt „Civil Society and Social Change in Europe after Auschwitz“ tätig. Seit 2016 arbeitet er für die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus und für die gezeigte Ausstellung.

Als Wanderausstellung ist sie im Jüdischen Museum Franken das erste Mal in Bayern zu sehen. Eine Besonderheit hier: Die regionalen Aspekte jüdischen Lebens kann der Besucher im Fürther Museum erleben. Dafür wurden Juden aus Nürnberg und Fürth interviewt, darunter auch der Fürther Rabbiner Jochanan Guggenheim, die gebürtige Ansbacherin Ruth Ceslanski, Vorsitzende der Nürnberger Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die Studentin Lena Prytula und der aus der ehemaligen Sowjetunion stammende Religionslehrer German Djanatliev.



Blick in die Fürther Ausstellung.

Foto: KlGa Boris Bocheinski

Es war einmal in Jerusalem (2)

MÜNCHEN Unter dem Titel *Von der Isar nach Jerusalem* widmet sich eine Ausstellung im Jüdischen Museum München den Zeichnungen der Künstlerin Gabriella Rosenthal (Siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 6. April 2020, Seite 9). Das Kooperationsprojekt mit der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum wirft Schlaglichter auf das Leben und Werk einer in München geborenen Ausnahmekünstlerin, mit dem Fokus auf ihre Schaffenszeit zunächst im britischen Mandatsgebiet Palästina und ab 1948 in Israel.

Gabriella Rosenthal wurde 1913 als älteste Tochter von Erwin Rosenthal in eine berühmte Münchner Antiquars-Familie hinein geboren. Ihrem Großvater, Jacques Rosenthal, seiner Zeit kaiserlicher Hofantiquar, ging Gabriella bereits als Kind zur Hand und kam so früh mit wertvollen Stichen und Buchschätzen in Berührung. Ihr Vater Erwin war Kunsthistoriker und führte die Familientradition als Antiquar fort, aber auch die Mutter Margherita entstammte einem bibliophilen Milieu. Ihr Vater war der berühmte italienische Antiquar Leo Olschki.

Von den Eltern erbte Gabriella nicht nur die Liebe für das Kunstvolle, sondern auch ihre Vielsprachigkeit. Neben Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch beherrschte sie später auch Hebräisch und Arabisch fließend. Während Gabriella als Schülerin häufig aneckte, gaben die Eltern dem Wunsch der Tochter nach, eine künstlerische Ausbildung beginnen zu dürfen. Ihr Interesse an Kunst und ihre Unangepasstheit brachte sie auch mit der Münchner Bohème in Berührung, wo sie im Schwabinger Schellingsalon ihren späteren Ehemann, den Theologen und

Journalisten Schalom Ben Chorin (Fritz Rosenthal) kennenlernte. Nach der Hochzeit 1935 in München, wo sich nicht erst seit Machtantritt der Nationalsozialisten eine dunkle Zukunft abzeichnete, wanderte das Ehepaar nach Palästina aus.

In Jerusalem und nach der Geburt des Sohnes Tovia im Jahr 1936, begann Gabriella ihre publizistische Tätigkeit mit Beiträgen in den deutsch-jüdischen Zeitungen Jüdische Rundschau und C. V. Zeitung (Organ des Centralvereins). Durch ihre bildreiche Sprache und ihre Zeichnungen brachte sie die Lebenswirklichkeit zwischen Tel Aviv und Jerusalem der deutschen Leserschaft näher.

Die Münchner Ausstellung zeigt auch kleine Heftchen, die Gabriella ihren Eltern schickte und in welchen sie in humoristischen Zeichnungen ihre Erinnerungen an die Kindheit exotischen Motiven ihrer neuen Heimat gegenüberstellte. Auch wenn ihre Ehe zerbrach, behielt sie ein freundschaftliches Verhältnis zu Ben Chorin, der sich um den Sohn kümmerte, während Gabriella der Luftwaffe der Britischen Armee in Kairo diente.

Nach ihrer Rückkehr nach Jerusalem stieg ihre Bekanntheit auch in der neuen Heimat, nicht zuletzt durch ihre Bildkolumnen „Palestine People“ immer freitags in der Palestine Post (heute Jerusalem Post), in welchen sie das Leben auf den Straßen Jerusalems mit stets liebevollem Humor, aber auch klarer Kritik einfing. Die Ausstellung bietet vielerlei Anschauungsmaterial aus dieser Schaffenszeit und ordnet ihr Werk in den geschichtlichen Kontext von Britischer Mandatsregierung und Staatsgründung ein. Auch wenn für die Künstlerin das Alltags-

geschehen und die Individuen im Vordergrund standen, führt die Ausstellung doch auch vor Augen, wie mit der Zunahme der Spannungen um das Jahr 1948 eine Politisierung feststellbar wird. So werden einzelne von Rosenthal angefertigte Propagandaflugblätter gezeigt, welche die arabische Bevölkerung von einer Zusammenarbeit mit der Jüdischen Bevölkerung überzeugen sollten. Auch die Kritik an den arabischen und britischen Machthabern wird in ihren Zeichnungen dieser Jahre sehr deutlich.

Als Highlight der Werkschau kann sicherlich die im Jahr 1951 entworfene Megillat Esther gelten, in welcher Rosenthal die Purimgeschichte mit Darstellungen der zeitgenössischen israelischen Gesellschaft illustrierte. Zudem zählt diese zu einer der ersten Esther-Rollen, die in Israel nach der Staatsgründung gefertigt wurden.

Die Ausstellung, kuratiert von Chana Schütz, macht deutlich, dass Gabriella Rosenthal über eine scharfe Beobachtungsgabe und Empathie verfügte. Nicht nur als Künstlerin interessierten sie die unterschiedlichen Charaktere, ungeachtet ihrer Herkunft oder Religionszugehörigkeit, welche sie mit all ihren Facetten, auch den Ecken und Kanten, in ihrem Werk einzufangen vermochte. Dieses Interesse für ihre Mitmenschen spiegelt sich auch in ihrer Tätigkeit als Zeichenlehrerin für Kinder in arabischen Dörfern in den 1950er-Jahren wider.

Die Ausstellung in München, ihrer Heimatstadt, ist eine gelungene Reminiszenz an die Künstlerin, die mit nur 61 Jahren viel zu früh verstarb. Ihre Zeichnungen spiegeln sowohl ihre Erinnerungen an München als auch ihre Liebe zum Land Israel.

Julia Schneidawind

Das Jüdische Museum München

Wegen der coronabedingten Museums-schließungen ist die Laufzeit der Ausstellung „Von der Isar nach Jerusalem“ bis zum 14. Februar 2021 verlängert worden.

Das Jüdische Museum München ist ein lebendiger Ort für die Vielfalt jüdischer Geschichte und Kultur, für die Unterschiedlichkeit jüdischer Lebenswelten und Identitäten und die Beschäftigung mit Themen der Migration und Teilhabe.

Alle Besucher-Informationen:

www.juedisches.museum-muenchen.de
Sankt-Jakobs-Platz 16, 80331 München
Telefon 089-23396096

re.



Blick in die Ausstellung.

Foto: Franz Kimmel

Gabriella Rosenthal

Der handliche Ausstellungskatalog erschien bereits 2019 zur Berliner Ausstellung im Centrum Judaicum. Herausgegeben von Dr. Anja Siegemund, Direktorin der Stiftung Neue Synagoge Berlin als Nachfolgerin des langjährigen Leiters des Centrum Judaicums Hermann Simon, und der Kunsthistorikerin und Ausstellungskuratorin Dr. Chana Schütz, bietet der Katalog mit dem Untertitel „A Very Personal View“ tatsächlich einen sehr vielschichtigen Blick hinter Rosenthals Zeichnungen.

Die Publikation enthält, neben den ausgestellten Werken der Künstlerin, Beiträge von Adina Ben-Chorin, Kathrin Schwarz, Stephan Kummer, Anja Siegemund und Chana Schütz. Unbedingt lesenswert ist aber der Beitrag „Gabriella, meine Mutter, wie ich sie erlebt habe“ von Rabbiner Tovia Ben-Chorin. „An einem Schabbat“, schreibt der Rabbi, „sah ich meine Mutter, wie sie dasaß und zeichnete. Weil sie



ihre Pinsel mit dem Mund anspitzte, waren immer unterschiedliche Farben auf ihren Lippen. Eine angezündete Zigarette hing im Aschenbecher. All das,

nachdem sie am Freitagabend schon den Tisch für das Schabbatessen vorbereitet hatte.

Ganz vorsichtig sagte ich zu ihr: „Mutter, wie kannst du...?“ Ihre Antwort war kurz und knapp. „Mein lieber Schwan. Ich mache in meinem Zimmer, was ich will, und du bestimmst in deinem Zimmer, was passiert!“ Damit hörte der theologische Diskurs auf.“ Und zu ihrem besonderen Verhältnis schreibt Ben-Chorin: „Sie hat mich sehr lieb gehabt. Dass sie einen Sohn hatte, gab ihr einen besonderen Status in der palästinensischen Gesellschaft. Sie wurde nun nicht mehr Frau Gabriella Rosenthal genannt, sondern Umm Tovia, die Mutter des Tovia.“ Benno Reicher

Chana Schütz, Anja Siegemund (Hg.): Gabriella Rosenthal. Es war einmal in Jerusalem. A Very Personal View, 104 S., Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin Leipzig, 2019, www.hentrich.de.

Woche der Brüderlichkeit

BAMBERG. Mit einer multireligiösen Feier eröffneten die Bamberger Religionsgemeinschaften am 9. März im Rokoko-saal des Alten Rathauses die Woche der Brüderlichkeit. An der Veranstaltung unter dem Motto „Tu deinen Mund auf für die Anderen“ beteiligten sich zahlreiche Gäste aus nah und fern.

Pastoralreferent Hubertus Lieberth, der Koordinator für die Woche der Brüderlichkeit, und der Bamberger Oberbürgermeister Andreas Starke begrüßten alle Gäste. Nach einem hebräischen Lied, vorgelesen vom Chor der Israelitischen Kultusgemeinde unter der Leitung von Dmitry Braudo gemeinsam mit dem Chor „Inspiration“ aus Memmelsdorf, erfolgte zunächst die Lesung aus den Heiligen Schriften der Baha'i durch Dr. Johannes Rosenbaum.

Daran schloss sich die Koranlesung durch Yasar Sahin, dem Imam der DITIB-Gemeinde, an, die von Dr. Abd el-Halim Ragab ins Deutsche übersetzt wurde. Nach einem weiteren Chorbeitrag hielt Dr. Hans Horst aus Erlangen, Beauftragter für Weltanschauungsfragen der Erzdiözese Bamberg, ein Referat zum Thema der Woche der Brüderlichkeit, wobei er den Bogen vom christlichen Antijudaismus bis hin zur Frage eines Weltethos der Religionen spannte. So erfuhren die Zuhörer, dass Antijudaismus über fast zwei Jahrtausende ein fester Bestandteil sowohl der katholischen als auch der evangelischen Kirchen war.

Zahlreiche Judenverfolgungen in allen Jahrhunderten (Kreuzzüge, Pogrome und andere antijüdische Ereignisse) sind dafür ein bleibendes Zeugnis. Vor diesem Hintergrund war es für die Nazis nicht schwer, den Holocaust umzusetzen, und die christlichen Kirchen leisteten kaum Widerstand. Der Referent rief die Kirchen dazu auf, alle sichtbaren Zeichen des kirchlichen Antijudaismus, z.B. die Judensau in Wittenberg oder die blinde Synagoga am Dom zu Bamberg, aus den Kirchen zu entfernen.

Danach führte der evangelisch-lutherische Studierendenpfarrer Thomas Braun eine biblische Lesung durch und auch der Rabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg Dr. Salomon Almekias-Sigl las aus der Tora mit einer deutschen Übersetzung durch den Gemeindevorsitzenden Martin Ariele Rudolf. Abschließend sprach Rabbinerin Dr. Deusel von der Liberalen Jüdischen Gemeinde „Mischkan ha-Tfila“ ein Segenswort.

Israel Schwierz



Toralesung zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in Bamberg. Von links: Imam Yasar Sahin, der Bamberger Gemeinde-Rabbiner Dr. Salomon Almekias-Sigl und der IKG-Vorsitzende Martin Ariele Rudolf. Foto: Engelbert Braun

Schneeberger ist nach Kitzingen gewandert

Von Benno Reicher

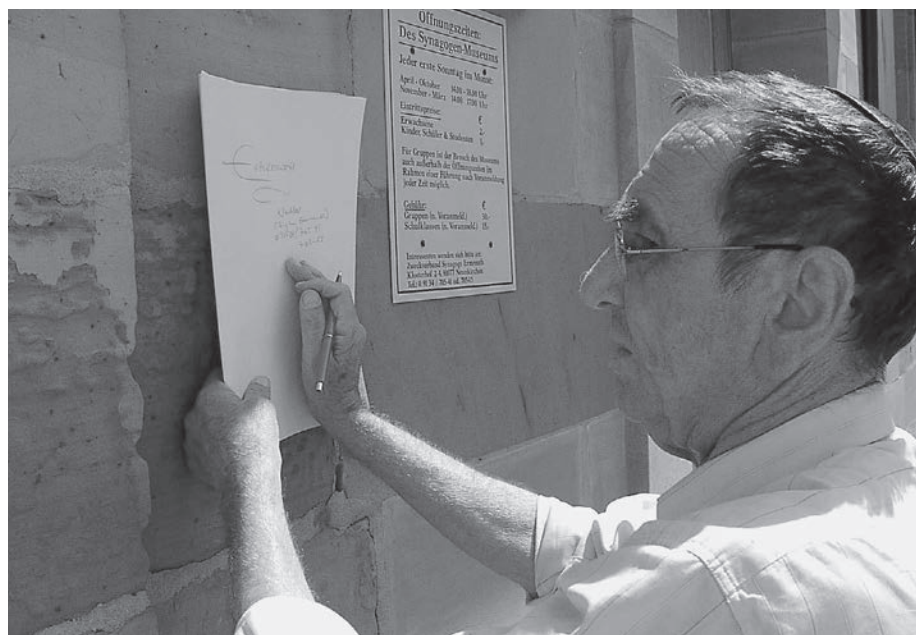
KITZINGEN. Anfang September eröffnete der Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen die Ausstellung „Der Spurenfinder – Michael Schneeberger und das jüdische Erbe in Bayern“. Die Dokumentation über das Lebenswerk des Kitzinger Forschers, konzipiert vom Würzburger „Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken“, war dort bereits 2019 gezeigt worden (JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN berichtete darüber im Heft vom 19. Dezember 2019). Nun ist die Schneeberger-Ausstellung von Würzburg nach Kitzingen gewandert. Dort, im Heimatort des „Heimatforschers“, in seiner alten Synagoge, zeigt der Förderverein den „Spurenfinder“ bis zum 27. September 2020.

Unsere langjährigen Leser kennen ihn und haben ihn geschätzt. Michael Schneeberger gehört für Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Würzburger Johanna-Stahl-Zentrums, neben Israel Schwierz und David Schuster „zu den drei jüdischen Unterfranken, die Erinnerungskultur in der Region maßgeblich ermöglicht und gefördert haben“.

Von April 2002 bis September 2014 war seine Serie „Jüdische Landgemeinden in Bayern“ eine feste Rubrik in JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN. Die letzte Folge seiner Serie erschien in unserer Zeitschrift im September 2014. Es war der Beitrag Nummer 37 über „Die Geschichte der Juden von Schwanfeld“. Unser Autor Michael Schneeberger verstarb im Oktober 2014.

Die Kitzinger Ausstellung wurde von Margret Löther, Vorsitzende des Fördervereins ehemalige Synagoge Kitzingen, eröffnet. „Ich freue mich“, sagte die Vorsitzende, „dass Michael Schneebergers Schwester, Frau Brigitte Zalder und weitere Familienmitglieder heute dabei sind.“ Brigitte Zalder habe sich auch dankenswerterweise für Videointerviews zur Verfügung gestellt, „ebenso wie Rabbiner Eberth, Christian Reuter, Elisabeth Böhrer und Renate Fabian. Auch Stefan Güntner, Oberbürgermeister von Kitzingen, sprach ein Grußwort, und Dr. Rotraud Ries vom Würzburger Johanna-Stahl-Zentrum erläuterte die Ausstellung.

Michael Schneeberger steht stellvertretend für die zahlreichen Heimatforscher, die sich intensiv mit der Geschichte der Juden in Unterfranken beschäftigen. Zugleich nimmt er eine ganz besondere Rolle unter ihnen ein. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Fördervereins in Kitzingen und führte als fachkundiger Heimatforscher Schulklassen und Interessierte auf den Spuren der jüdischen Gemeinde durch die Synagoge, durch Kit-



Michael Schneeberger vor der ehemaligen Synagoge in Arnstein. Foto: Werner Kappelmann

zingen und über den jüdischen Friedhof Rödelsee. Schneeberger hielt Vorträge und erstellte Ausstellungen, die in der Synagoge gezeigt wurden. Seine engen Kontakte zu ehemaligen Kitzinger Juden auf der ganzen Welt trugen wesentlich zu deren Aussöhnung mit ihrer Heimatstadt bei und bereicherten seine Forschungen. Nicht zuletzt erarbeitete Schneeberger ein Gedenkbuch, in dem er seine umfassenden Forschungsergebnisse zu den Kitzinger jüdischen Familien zusammentrug.

Somit hat Michael Schneeberger in Kitzingen und ganz Unterfranken nicht nur Spuren jüdischen Lebens gesucht und gefunden, sondern auch durch seine Arbeit und sein Wirken eigene Spuren hinterlassen. Die Ausstellung im unteren Foyer der Alten Synagoge Kitzingen lädt dazu ein, diese Spuren anhand von vielfältigem Quellenmaterial und von Video-Interviews nachzuverfolgen.

www.synagoge-kitzingen.de



Margret Löther, 1. Vorsitzende des Kitzinger Fördervereins, eröffnet die Schneeberger-Ausstellung. Foto: Diethart Bischof

Vielfalt des Judentums

Jüdisches Museum Berlin wieder geöffnet

BERLIN. Ende August eröffnete das Jüdische Museum Berlin nach über zweieinhalbjährigem Umbau eine neue Dauerausstellung im Libeskind-Bau. Auf 3.500 qm zeigt sie jetzt die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart mit neuen Schwerpunkten und neuer Szenografie. Die Ausstellung wurde von einem 20-köpfigen Team des Jüdischen Museums Berlin konzipiert. Die vorherige Dauerausstellung war seit Eröffnung des Museums im Jahr 2001 zu sehen. Bis zur Schließung im Dezember 2017 hatte sie über elf Millionen Besucher.

Neue Perspektiven

„Die Geschichte der Juden hat sich nicht geändert, aber unsere Perspektive darauf. Die Gesellschaft wandelt sich und mit ihr auch das Publikum des Jüdischen Museums Berlin. Darauf geht die Ausstellung ein. Sie zeigt die Vielfalt des Judentums und ermutigt Besucher, jüdische Kultur in Vergangenheit und Gegenwart aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten“, sagt Hetty Berg, Direktorin des Jüdischen Museums Berlin.

Die neue Dauerausstellung des Jüdischen Museums Berlin markiere den Beginn einer neuen Ära, erklärte Kulturstatsministerin Monika Grütters zur Eröffnung. „In dieser Zeit des Aufbruchs versteht sich die Bundesregierung als starke Partnerin des JMB. Ich bin froh und dankbar, dass wir das Museum jetzt wieder seinem Publikum übergeben können. Die neue Dauerausstellung löst ein großes Versprechen ein: Hier können Juden ihre Lebenswelt wiedererkennen und andere Gäste viel über die Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland über 1.700 Jahre hinweg lernen.“

Andere Schwerpunkte als vor 20 Jahren wollte die Kuratorin der Ausstellung und langjährige Museumsmitarbeiterin Cilly Kugelman setzen. „So bereichern wir den Rundgang durch die Epochen mit Einblicken in jüdische Kultur und Tradition und zeigen, wie Judentum heute gelebt wird. Die Bezüge zur Gegenwart bieten Besuchern Anknüpfungspunkte an ihre eigene Lebensrealität.“

Zugehörigkeit und Ausgrenzung

Die Ausstellung erzählt die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis heute. Jüdische Gemeinschaften waren stets eng mit ihrer Umgebung verflochten. Zugehörigkeit und Ausgrenzung thematisiert die Ausstellung in ihren unterschiedlichen historischen Ausprägungen, von nachbarschaftlichem Zusammenleben bis zur Gewalt.

Ein Schwerpunkt liegt auf der Geschichte nach 1945. Diese reicht vom Umgang mit dem Holocaust über den Neubeginn jüdischen Lebens in der Bundesrepublik und der DDR bis hin zur Migrationsgesellschaft im heutigen Deutschland. Was zeichnet die jüdische Gemeinschaft aus? Welche Perspektiven hat sie auf politische, gesellschaftliche und kulturelle Phänomene ihrer Zeit? Und wie definiert sie sich heute? Die Ausstellung lässt eine Vielzahl jüdischer Stimmen zu Wort kommen, die unterschiedliche und teils widersprüchliche Sichtweisen auf die historischen Herausforderungen zeigen.

Einblicke

Anders als zuvor wird die 1.700-jährige Geschichte der Juden in Deutschland nicht streng chronologisch erzählt. Der Rundgang durch die Ausstellung wech-

selt zwischen historischen Epochen und Einblicken in jüdische Themen jenseits geografischer und zeitlicher Grenzen. Was ist im Judentum heilig? Was bedeutet der Schabbat? Welchen Klang hat das Judentum? Acht thematische Inseln laden Besucher ein, sich mit allen Sinnen in jüdische Kultur und Tradition zu vertiefen.

Sie können liturgischen Gesängen, Purim-Rasseln und Popmusik lauschen oder in Interviews erfahren, ob, wie und warum Juden heute den Geboten folgen. Die raumgreifende Arbeit des Künstlers Anselm Kiefer „Schewirat ha-Kelim“ (Bruch der Gefäße) bietet eine Interpretation der Schöpfungsmythen der Kabbala Isaak Lurias. Das Thema Antisemitismus durchzieht viele Epochen und wird zusätzlich in einem Debattenraum behandelt. Vier Kurzfilme greifen antisemitische Fallbeispiele der Gegenwart auf, die aus unterschiedlichen Perspektiven von Historikern und Sozialwissenschaftlern eingeordnet werden.

Mehr Gegenwart

Das Rückgrat der Ausstellung bilden fünf historische Kapitel. Sie reichen von den

ANOHA Die Kinderwelt des Jüdischen Museums

BERLIN. Im November eröffnet das Jüdische Museum Berlin die Kinderwelt ANOHA für das Publikum. In der ehemaligen Blumengroßmarkthalle gegenüber dem Hauptgebäude entsteht derzeit auf 2.700 Quadratmetern ein neuer Ort zum Entdecken, Erforschen und Spielen für Kinder von drei bis zehn Jahren.

ANOHA nimmt die Erzählung der Arche Noah aus der Tora als Startpunkt zu einer Reise in die Zukunft. Im Zentrum des Kindermuseums stehen eine riesige Arche aus Holz, 150 verschiedene Tierskulpturen – und die Kinder selbst. Sie sind eingeladen, an Bord zu gehen und das Schiff gemeinsam zu steuern. Dabei entwerfen und erleben sie Geschichten von Schöpfung, Neuanfang, Vielfalt und einem nachhaltigen Umgang mit Ressourcen.

Wie wollen wir gemeinsam auf dieser Erde leben? ANOHA ermutigt Kinder, eigene Visionen zu entwickeln und über ein respektvolles Miteinander von Mensch, Tier und Natur nachzudenken – inspiriert vom jüdischen Konzept des **Tikkun Olam**, das jeden Einzelnen auffordert, die Welt ein Stück besser zu machen.



Jüdisches Museum Berlin.

Fotos: Sucksdorff



Blick in die neue Dauerausstellung.

Fotos: JMB, Yves Sucksdorff

Anfängen jüdischen Lebens in Aschkenas über die Emanzipationsbewegung im 19. Jahrhundert und deren gewaltsames Ende durch den Nationalsozialismus bis zur Vielstimmigkeit jüdischen Lebens heute.

Mehr Gegenwart zeigt die Ausstellung nicht nur in der ausführlichen Darstellung der Zeit nach 1945, sondern auch durch zeitgenössische Deutungen historischer Phänomene. So wird die jüdische Rezeption Richard Wagners durch Kommentare zur heutigen Aufführungspraxis von dem Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, Daniel Barenboim, und dem Intendanten der Komischen Oper Berlin, Barrie Kosky, beleuchtet. Die Themen-Räume Tora oder Gebot und Gebet beschäftigen sich mit Überlieferung und religiöser Praxis heute.

Die israelischen Künstler Victoria Hanna, Hagit Hollander und Gilad Ratman interpretieren mit ihren Arbeiten unterschiedliche Aspekte jüdischer Tradition. Ratmans Video-Installation „Drummerrsss“ wurde eigens für die Ausstellung produziert und bildet den Auftakt zum Rundgang. Dieser endet mit der Video-Installation „Mesubin“ (Die Versammelten), einem Schlusschor, der die Vielstimmigkeit jüdischer Gegenwart in Deutschland zum Ausdruck bringt.

Schätze der Sammlung

Stärker noch als zuvor stellt das Museum den Reichtum der eigenen Sammlung ins Zentrum. Von den mehr als 1.000 ausgestellten Objekten stammen knapp 70 Prozent aus dem eigenen Bestand. Die interaktive Medieninstallation Familienalbum präsentiert das Herzstück der Sammlung: das historische Vermächtnis deutscher Juden aus aller Welt, das in den vergangenen 20 Jahren zusammengetragen wurde. Besucher können sich in über 500 Dokumente und Fotos, Alltagsgegenständen

de und Kunstwerke aus den Nachlässen von zehn Familien vertiefen und den Lebenswegen mehrerer Generationen nachspüren.

Vielfalt der Zugänge

Neben Original-Objekten ist eine Vielfalt an audiovisuellen Medien, Virtual Reality, Kunst-Installationen, interaktiven Spielen und Hands-on-Stationen zu sehen. Die Architektur Daniel Libeskinds wird von den Ausstellungsgestaltern (chezweitz GmbH / Hella Rolfes Architekten BDA) neu in Szene gesetzt und lässt charakteristische „Libeskind-Momente“ – wie die ungewöhnlichen Fensterbilder oder die Leerräume der Voids – eindrücklich her-

vortreten. Diese Gestaltung schafft visuell starke Räume. Sie findet für jedes Thema eine eigene Ästhetik, die den dargestellten Inhalt räumlich umsetzt.

Die JMB App bietet Audios, Bilder, Spiele, Informationen zum Museum und kurze Filme auf Deutsch und Englisch (demnächst auch auf Hebräisch, Italienisch, Französisch und Spanisch), darunter auch Interviews mit Daniel Libeskind, Künstlern, Stiftern, Zeitzeugen und Kuratoren des Jüdischen Museums Berlin. Tastmodelle, Tastpläne, unterfahrbare Vitrinen und eine klare Wegeführung sind selbstverständliche Angebote für einen barrierearmen Besuch.

www.jmberlin.de

Faith Works – Glaube als Beruf

BERLIN. Unter dem Motto „Faith Works“ sind zwei jüdische und zwei muslimische Geistliche zu einem offenen Austausch im August bei einer Online-Veranstaltung zusammengekommen. Auf Einladung von „Schalom Aleikum“, dem jüdisch-muslimischen Dialog-Projekt des Zentralrats der Juden in Deutschland, diskutierten die Teilnehmenden über ihren Beruf und Glauben. Trotz der Feriensaison haben bis zu 1.250 Zuschauer den Live-Stream bei Facebook und Youtube verfolgt.

Ran Ronen, Mitglied im Präsidium des Zentralrats der Juden in Deutschland und Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, eröffnete die Runde mit einer persönlichen Geschichte über die marokkanischen Nachbarn seines Vaters, die in Zeiten von Corona ihm jeden Tag eine warme Mahlzeit vorbeibrachten. Ran Ronen betonte dabei die Notwendigkeit von Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit, unabhängig von der religiösen Zugehörigkeit. In der Gesprächsrunde unter der Modera-

tion von Dr. Katrin Visse (Katholische Akademie Berlin) schilderten die Teilnehmer ihre persönlichen und beruflichen Erfahrungen und Herausforderungen. Die Gäste, Dua Zeitun, Ita Afanasev, Meho Travljanin und Isak Aasvestad, waren sich einig, dass die Gesellschaft Verschiedenartigkeit wie auch verschiedene Meinungen zulassen und respektieren sollte. Die Teilnehmenden bezogen sich dabei wiederholt auf die Relevanz von Selbstreflexion, auch und vor allem in der Religion. Ein Raum für Begegnungen zwischen Menschen zu schaffen und den jüdisch-muslimischen Dialog nachhaltig aufzubauen, seien wichtige Voraussetzungen für das gesellschaftliche Zusammenleben.

Das Projekt wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Staatsministerin Annette Widmann-Mauz, gefördert. Die nächste digitale Veranstaltung wird im Oktober folgen und sich dem Thema Ärzte und Pflegepersonal widmen.

Immer eine jüdische Perspektive

Interview mit Cilly Kugelman, Kuratorin Jüdisches Museums Berlin

Dieser Beitrag erschien bereits im JMB Journal. Wir drucken das Interview nach, mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Museums und in gekürzter Fassung. Der vollständige Text ist auf www.jmberlin.de zu finden. Die Fragen stellten Marie Naumann und Katharina Wulffius.

Die vorige Ausstellung, die bis 2017 im JMB zu sehen war, war außerordentlich erfolgreich. Was hat sich in dieser Zeit verändert, was wird die neue Schau von der alten unterscheiden?

Die jüdische Geschichte hat sich natürlich nicht geändert, aber wir setzen in unserer neuen Ausstellung andere Schwerpunkte als zuvor. Außerdem arbeiten wir mit modernem Ausstellungsdesign und einer Ausstellungsarchitektur, die den Libeskind-Bau stärker einbezieht. Und wir verfolgen in der Ausstellung ein neues Konzept, in dem wir die Darstellung der historischen Epochen von der Präsentation spezifischer Themen innerhalb der jüdischen Kultur trennen. In den sogenannten Themenräumen können sich Besucher eingehend mit religiösen Aspekten des Judentums, mit Kunst, Musik oder unseren Familiensammlungen beschäftigen.

Die Ausstellung erzählt die Geschichte der Juden und Jüdinnen im deutschsprachigen Raum vom Mittelalter bis in unsere Gegenwart. Kann man angesichts einer so großen Zeitspanne überhaupt einen Schwerpunkt der Ausstellung benennen?

Ja! Worauf wir jetzt viel Gewicht legen, ist das Zusammenspiel von Juden mit ihrer christlichen bzw. nichtjüdischen Umwelt. Die verschiedenen Ausprägungen des Judentums haben sich zu jeder Zeit aus dieser Interaktion heraus gebildet; erkennen lässt sich das unter anderem daran, was von den christlichen Nachbarn übernommen wurde und welche theologischen Aspekte sich durch bewusste Abgrenzung herausgebildet haben. Wenn man einen Schwerpunkt unserer vielschichtigen Ausstellung festlegen möchte, dann diese permanente Wechselbeziehung.

Natürlich ist unsere Perspektive dabei immer eine jüdische. Dabei sind aus kuratorischer Sicht drei Gesichtspunkte besonders zu berücksichtigen: Das Thema muss relevant sein, es muss dreidimensional, also durch Objekte, darstellbar sein, und es sollte die eigenen Sammlungen einbeziehen. Vor allem für die Alte Geschichte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es aber nur wenige Objekte. Um das zu kompensieren, setzen wir stark auf

audiovisuell aufbereitetes Material wie Präsentationen über Videoscreens, Modelle mit Projektionen oder Grafikexponate.

Könnten Sie skizzieren, was die Besucher*innen in den Räumen, die sich mit der jüdischen Geschichte befassen, erwartet?

Der historische Teil der Ausstellung beginnt im frühen Mittelalter. Es ist nicht ganz klar, wann sich erste jüdische Gemeinden im nördlichen Mitteleuropa ansiedelten, einem Gebiet, das unter dem Namen Aschkenas in die Geschichte eingegangen ist. In der Ausstellung behandeln wir diese Frage in einem fiktiven jüdisch-christlichen Streitgespräch: Wer war zuerst da? Sicher ist aber, dass in einigen mittelalterlichen Städten Juden und Christen in enger Nachbarschaft zusammenlebten. Eine interessante Quelle hierfür ist das *Sefer Chassidim*, das „Buch der Frommen“. Das ist eine Art Handreichung einer Gruppe frommer Juden mit Anweisungen zum alltäglichen Leben im mittelalterlichen Deutschland. Das Buch gibt ganz praxisnahe Vorgaben, wie sich Juden gegenüber Christen zu verhalten haben, zum Beispiel wann man einen Christen um Hilfe bitten darf.

Gleichzeitig zeigt sich im Mittelalter auch feindselige Gewalt gegenüber dem Judentum. Zum Beispiel über den Vorwurf der sogenannten Hostienschändungen: Juden verletzten und töteten angeblich den Leib Jesu durch das Messerstechen einer Hostie. Das sind sehr krasse Bilder, die das christlich-jüdische Verhältnis ebenfalls beschreiben. Wir zeigen also beides: ein nachbarschaftliches Nebeneinander ebenso wie den Umgang mit Verfolgung und Mord.

Sie haben diese frühen Verfolgungen einmal als Urkeim des Antisemitismus bezeichnet.

Ja, genauer beginnt da der christliche Antijudaismus. Das Christentum sieht sich selbst in der Nachfolge des Judentums, was den Bund mit Gott betrifft. Das wird schon durch die christlichen Zeichnungen „Altes“ und „Neues“ Testament deutlich. Die christliche Kirche ist in einen neuen Machtanspruch getreten – und diese Macht muss den Juden gegenüber immer wieder bestätigt werden. In der Ausstellung zeigen wir die beiden allegorischen Figuren Synagoga und Ecclesia; die Ecclesia steht für die triumphale Kirche, die Synagoga ist der Antitypus, das entmachtete und gedemütigte Judentum. Am Beispiel von mittelalterlichen Illustrationen zeigen wir aber auch, wie

Juden mit dem negativen, christlichen Bild vom Judentum umgegangen sind und es positiv umgedeutet haben.

Das Mittelalter endete mit Vertreibungen, Verfolgungen und Mord. Die aschkenasischen Juden flohen größtenteils nach Norditalien und Osteuropa. Warum haben sich Juden in der Frühen Neuzeit wieder in Aschkenas angesiedelt?

Zwischen dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit fanden Gewalttaten statt, die für diese Zeit in ihrer vernichtenden Wirkung dem Holocaust nahekommen. Später kam es zu einer allmählichen Wiederansiedlung von Juden, hauptsächlich in ländlichen Teilen von Aschkenas, und vor allem aus finanziellen Gründen: Juden waren für die Landesherren über die Einnahmen besonderer Steuern und Abgaben ein „lukratives Geschäft“. Hier befinden wir uns in der Periode des Absolutismus: Viele Kleinstaaten mit absolutistischen Herrschern, die willkürlich eigene Gesetze erließen. Diese absolutistischen Herrscher führten Kriege und statteten ihre Höfe luxuriös aus. Eine kleine Gruppe talentierter, jüdischer Kaufleute wurde zu sogenannten Hoffaktoren, die sich im Auftrag der Höfe um Luxusgüter und Kriegsfinanzierung kümmerten. Diese Hoffaktoren gehörten jüdischen Gemeinden an und nutzten in der Regel ihren Einfluss zum Wohle ihrer Gemeinden. Wir zeigen dieses Prinzip anhand einiger Beispiele – auch dem einer Frau, der berühmten Madame Karoline Kaulla, einer begnadeten Unternehmerin, die als Fürsprecherin ihrer Gemeinde in Hechingen bekannt geworden ist.

Die Frühe Neuzeit endet in Europa mit der Französischen Revolution – und auch in der Ausstellung wird sie mit dem Schlagwort „Egalité“ aufgegriffen.

Der Begriff bildet den Auftakt für das nächste historische Bild, die Zeit der Aufklärung. Sie beginnt mit der Emanzipation, also mit der Loslösung vom sakralen Kern des Judentums und der Bewegung in die säkulare Gesellschaft hinein. In Frankreich wurden Juden nach der Revolution rechtlich den übrigen Bürgern gleichgestellt. In Deutschland dauerte dieser Prozess mehr als 100 Jahre. In den über 300 verschiedenen deutschen Ländern wurde eine Emanzipations-Gesetzgebung mal verabschiedet und wieder zurückgenommen, mal überhaupt nicht eingeführt. Erst die Reichsgründung 1871 machte aus den deutschen Juden gleichberechtigte Bürger.

Während dieses langen Zeitraums wurde die rechtliche Gleichstellung immer wieder mit Forderungen verknüpft: Juden mussten sich zuerst als fähig erweisen, die „Leitkultur“ sollte erst gelernt werden. Das ist das deutsche Prinzip, bevor man Rechte gewährt. Da zeigen sich Parallelen zur heutigen Zeit, wenn man an die Diskussion um die Integration von Flüchtlingen denkt. Das Thema der Epoche ist also: Wie öffnete sich die Gesellschaft, um Juden gleiche Rechte zu gewähren, und wie verarbeiteten es Juden intern? In dieser Epoche gab es zum ersten Mal die Möglichkeit, weithin sichtbare und prächtige Synagogen zu bauen. Der Erste Weltkrieg war für viele Juden eine Bestätigung ihrer Integration in die deutsche Gesellschaft. Eine große Sammlung von Auszeichnungen und Ehrungen in Form von Medaillen, die in den Familien aufbewahrt wurden, dokumentieren den Stolz, als deutsche Juden am Krieg für das Vaterland dabei gewesen zu sein. Wir haben es hier mit einer Epoche der Akkulturation, der Anpassung an die deutsche Umgebungskultur, zu tun, um die alle einzelnen Themen kreisen, die hier präsentiert werden.

Diese ereignisreichen 15 Jahre werden in drei Kapiteln dargestellt: Es geht um die damals als gelungen interpretierte Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft und um die parallele Entstehung eines neuen jüdischen Selbstbewusstseins, der „Jüdischen Renaissance“. Wir gehen aber auch auf den neuen Typus des politischen Antisemitismus ein, der die Jahre der Weimarer Republik überschattete.

Wie wird die NS-Zeit dargestellt?

Im Raum, der mit „Katastrophe“ überschrieben ist, gibt es eine eindrückliche Installation: 962 antijüdische Erlasse und Bestimmungen bilden das Rückgrat dieses Kapitels. Das Neue am Antijudaismus der Nazis war der Umstand, dass er Regierungspolitik wurde. Damit waren die Juden dem Staat nun schutzlos ausgeliefert. Neben dieser „rechtlichen“ Ebene gab es wieder gewaltförmige Angriffe auf Juden, die wir in chronologischer Abfolge auf einer großen Karte des Deutschen Reiches zeigen. Die Darstellung des Nationalsozialismus ist eine besondere Herausforderung, nicht nur in einem Jüdischen Museum. Wir müssen hier die Gefühle hochbetagter Menschen einbeziehen, die den Holocaust erlebt haben, und die ihrer Nachkommen.

Im Gegensatz zur vorherigen Ausstellung gliedern wir die NS-Zeit jetzt in drei große „Kapitel“: Die Zeit von 1933 bis zur sogenannten „Kristallnacht“ im November 1938, Jahre, in denen sich viele Juden noch fragten, ob sie bleiben oder doch lieber eine Zukunft außerhalb Deutschlands

planen sollten. In die Zeit vom November 1938 bis 1941 fällt der Kriegsbeginn, hier spitzte sich die Verschärfung antijüdischer Maßnahmen bis zur Unerträglichkeit zu und der Versuch, Deutschland zu verlassen, wurde zu einem verzweiferten Glücksspiel. Der Beginn des Kriegs gegen die Sowjetunion bildet den Auftakt des dritten Abschnitts: Seit 1941 zeichnete sich das ab, was wir heute Holocaust nennen, die systematische Ermordung aller Juden im gesamten Einzugsbereich der Nazis.

Sie sagten eingangs, dass der Schwerpunkt der Ausstellung auf den jüdisch-nichtjüdischen Wechselbeziehungen läge. Kann man im Zusammenhang von Holocaust und auch während der unmittelbaren Nachkriegszeit überhaupt noch von Beziehung sprechen?

Selbstverständlich, wenn es auch um eine sehr einseitige, durch die Nazis aufgezwungene „Wechselbeziehung“ ging, in der den Juden am Ende keine sinnvollen Handlungsalternativen mehr blieben.

Die Zeit nach 1945 nimmt in der neuen Ausstellung mehr Raum ein als in der letzten. Hier beschreiben wir einen Bogen vom Kriegsende bis zur vorläufig letzten großen Einwanderungswelle russischsprachiger Juden. Unser Blick auf die Nachkriegsgeschichte beginnt mit Fotografien und Zeugnissen von Überlebenden der Massenvernichtung. Die Themen Rückerstattung und Wiedergutmachung werden am Beispiel zweier sehr unterschiedlicher Fälle aufgegriffen. Ein wichtiger Schlaglicht gilt der Beziehung zwischen Deutschland, Israel und den Juden in Deutschland, die ein markantes Dreieck in der „Bewältigung der Vergangenheit“ bilden, den Auseinandersetzungen um die politische Verantwortung Deutschlands für den Holocaust.

Das Segment Antisemitismus in der Ausstellung beginnt mit dem Zitat von Theodor W. Adorno: *Antisemitismus ist das Gerücht über die Juden*. Wie behandeln Sie dieses Thema?

Uns war ein Modul wichtig, das den Antisemitismus aus einer nicht plakativen Perspektive zeigt. Wir möchten unserem Publikum vermitteln, mit was für einem schwierigen Thema, wir hier es hier zu tun haben. Man kann nicht nur Bilder angucken und sagen: „Ja, das ist antisemitisch.“ In einer filmbasierten Medienstation diskutieren wir deshalb anhand von vier Beispielen die Frage: „Was macht Antisemitismus eigentlich aus?“ Dabei geht es nicht nur um unstrittige Formen des Antisemitismus, sondern auch um Ereignisse, über deren antisemitischen Charakter sich streiten lässt. Wir möchten damit ein wenig tiefer in die Materie einsteigen und unserem Publikum zeigen, dass man sich nicht mit voreiligen Urteilen begnügen muss.

Es wird auch Themenräume zu kulturellen und religiösen Aspekten des Judentums geben.

Die Besucher können in unserer Ausstellung ein deutliches Bild davon bekommen, was das Jüdische am Judentum ist, was der Schabbat bedeutet, oder wie unterschiedlich man mit religiösen Geboten und Verboten umgehen kann. Auch den sogenannten Ritualobjekten haben wir einen Themenraum gewidmet: Wir stellen sie sehr sichtbar und prächtig in einer spektakulären Vitrine aus, unter der Frage „Welche Objekte sind im Judentum heilig?“. Themenräume bieten eine glänzende Gelegenheit, schöne Objekte in einer besonderen Ausstellungsgestaltung zu präsentieren. Das sind sehr eindrucksvolle Räume!



Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin.

Foto: JMB, Yves Sucksdorff

Von Würzburg nach Hollywood

Kurz vor ihrem 100. Geburtstag verstarb Else Blangsted in Los Angeles

Von Roland Flade

WÜRZBURG. Sie hat jahrzehntelang an großen Hollywood-Filmen wie „Tootsie“ und „Die fabelhaften Baker Boys“ mitgewirkt, doch die Lebensgeschichte von Else Blangsted bietet selbst genug Stoff für einen Film. Jetzt ist die 1920 in Würzburg geborene Frau kurz vor ihrem 100. Geburtstag in Los Angeles gestorben. In den amerikanischen Medien fand ihr Tod große Beachtung; in der New York Times und der Washington Post erschienen lange Nachrufe. Bereits 1988 hatte ein langer Artikel im Wochenmagazin The New Yorker Else Blangsteds Leben in Würzburg und Los Angeles ausführlich gewürdigt.

„Sie denkt wie ein Künstler und hat die Seele einer Heiligen“. Mit diesen Worten beschrieb der Schauspieler und Regisseur Robert Redford im Jahr 2006 die Frau, die in den ersten Jahrzehnten ihres Lebens Else Siegel hieß. Als „music editor“ hatte sie dafür gesorgt, dass die Melodien von Filmkomponisten wie Quincy Jones, Michel Legrand oder Dave Grusin in bekannten Hollywood-Produktionen an der richtigen Stelle zu hören sind.

Else Siegels Vater Siegmund stammte aus dem unterfränkischen Städtchen Arnstein, das eine kleine jüdische Gemeinde hatte. Die um 1800 eröffnete Synagoge wurde inzwischen restauriert und 2012 als öffentliches Begegnungszentrum wiedereröffnet. 1914 ließ sich Siegel im nahegelegenen Würzburg nieder, wo es eine umfangreiche jüdische Infrastruktur mit Vereinen, Institutionen und mehreren Synagogen für die rund 2.500 Mitglieder der jüdischen Gemeinde gab.

Nach seinem Einsatz im Ersten Weltkrieg, in dem er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, arbeitete Siegmund Siegel in der Pferdehandlung der Familie, die er 1928 übernahm. Im Jahr 1919 heiratete er die Bankierstochter Lilly Oppenheimer, am 22. Mai 1920 kam Tochter Else zur Welt, drei Jahre später deren Schwester Margot.

Else besuchte in Würzburg die Israelitische Volksschule und die Mädchen vorbehaltene Sophienschule; sie gehörte dem jüdischen Jugendbund und dem Jüdischen Kulturbund an, der von 1933 bis 1938 das Kulturleben der als „Nichtarier“ Verfolgten organisierte, da jüdische Künstler nur noch vor ausschließlich jüdischem Publikum auftreten durften. Vor Unstimmigkeiten in der Familie, über die sie im New Yorker Artikel ausführlich berichtete, zog sich Else lesend unter die Bettdecke oder in die Ställe des Vaters zurück. Im Sommer 1936 besuchte sie Verwandte in Ber-



In der New York Times erschien ein großer Nachruf auf Else Siegel, die seit ihrer zweiten Heirat Else Blangsted hieß.

Foto: Roland Flade

lin und erlebte mit, wie der schwarze Amerikaner Jesse Owens bei den Olympischen Spielen vor den Augen Adolf Hitlers eine seiner vier Goldmedaillen gewann. Um diese Zeit stellte sich heraus, dass die 16-Jährige schwanger war, was sie ihren Eltern aber verheimlicht hatte. Wie bereits vorher geplant, setzte sie ihre Schulausbildung in einem Internat in der Schweiz fort, wo sie ebenfalls nichts von ihrer Schwangerschaft verriet. Nach einem gescheiterten Selbstmordversuch, sie legte sich in den Schnee und hoffte zu erfrieren, brachte sie im März 1937 in einer Schweizer Klinik eine Tochter zur Welt.

Was danach geschah und warum, wurde nie eindeutig geklärt. Jedenfalls sagten die Klinikschwestern der jungen Mutter, ihr Kind sei bei der Geburt gestorben – ein Alptraum, der lange nachwirkte. Es sollte mehrere Jahrzehnte dauern, bis die Lüge ans Licht kam und das Trauma verschwand. Das Baby wurde von einer nichtjüdischen Schweizer Familie adoptiert, die in Lausanne wohnte; erst als Heranwachsende erfuhr sie, dass sie nicht das leibliche Kind ihrer Eltern war.

Else Siegel, die den Namen des Vaters, eines 24-jährigen Würzburgers, nicht verriet, kehrte nach Deutschland zurück, gepeinig von der Vorstellung, dass sie durch den Selbstmordversuch den Tod ihres Kindes bewirkt hatte. Einige Monate lebte sie in München bei einem Bruder ihres Vaters, dem Rechtsanwalt Michael Siegel. Dieser, ebenfalls in Arnstein geboren, war im März 1933 durch ein Pressefoto weltweit bekannt geworden. Das Bild zeigt ihn, wie er barfuß und mit zerschnittener Hose von SS-Männern durch München gehetzt wird, um den Hals ein Plakat mit der Aufschrift „Ich werde mich nie mehr bei der Polizei beschweren“.

Siegel hatte zuvor auf einer Wache gegen antisemitische Ausschreitungen protestiert. Er wurde in den Polizeikeller gebracht und so brutal verprügelt, dass ihm einige Zähne herausfielen und das Trommelfell platzte. In München arbeitete Else Siegel in einem jüdischen Heim für Kleinkinder, deren Eltern verhaftet worden waren. „Die Babys weinten“, berichtete sie dem New Yorker 1988: „Ich hielt sie, und da hörten sie auf zu weinen.“ Die 17-Jährige mochte die Arbeit: „Wahr-



Am 2. September 1937 kam Else Siegel in den USA an. In dem Dokumentarfilm ihres Enkels Sandy Kopitopoulos ist auch dieses Dokument zu sehen. Screenshot: Roland Flade



Else Siegel (links) mit ihren Eltern und der Schwester Margot in Würzburg. Das Foto stammt aus dem Dokumentarfilm „A la Recherche d'Else“. Screenshot: Roland Flade

scheinlich hat sie mir unbewusst geholfen, über den Tod meines eigenen Kindes hinwegzukommen.“

Im August 1937 konnte Else nach Los Angeles auswandern; ihre Eltern und ihre Schwester folgten im Januar 1939, nachdem die Würzburger Wohnung während des Novemberpogroms von 1938 verwüstet und ihr Vater mehrmals verhaftet worden war. Onkel Michael Siegel emigrierte 1940 nach Peru. In diesem Jahr heiratete Else den Vater ihrer tot geglaubten Tochter, der zunächst nach Argentinien ausgewandert war; das Paar hatte ein zweites Kind, wieder eine Tochter.

In Los Angeles setzte sich Rabbiner Maxwell Dubin vom Wilshire Boulevard Temple für die junge Emigrantin ein und vermittelte ihr eine Stelle als Kindermädchen bei einem Verwandten des Filmproduzenten Harry Warner, der zu seiner Gemeinde gehörte. Harry Warner, einer der Gründer der Produktionsfirma Warner Brothers, war es auch, der eine Einwanderer-Bürgerschaft für ihre Eltern ausstellte und so ihre rettende Emigration ermöglichte.

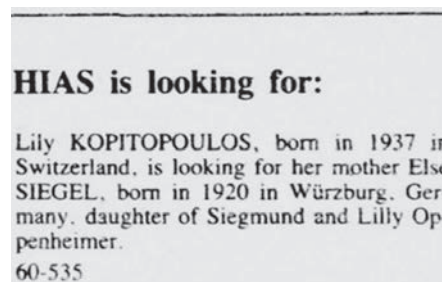
Durch ihre Arbeit kam Else Siegel erstmals in Kontakt mit der Traumfabrik Hollywood; hier folgten kleinere Jobs, darunter die Tätigkeit in der Kostümabteilung von Warner Brothers und ein kurzer Auftritt als Komparsin in Cecil B. DeMilles Monumentalwerk „Samson und Delilah“ (1949). In ihrer Freizeit strickte Else Pullover, die sie bei der Arbeit trug. Filmstars wie Bette Davis bewunderten ihre Strickkünste und bestellten Pullover für sich; so stockte Else ihr geringes Einkommen auf. Versuche, als besser bezahlte Cutterin Fuß zu fassen, scheiterten. Ihren Durchbruch erreichte Else Siegel dann 1960, als sie „music editor“ für die Produktionsfirmen Paramount und Columbia wurde.

In den nächsten Jahrzehnten arbeitete sie mit Regisseuren wie Sidney Pollack („Der

elektrische Reiter“, 1979), Norman Jewison („Zwei dicke Freunde“, 1982) und Steven Spielberg („Die Farbe Lila“, 1985) zusammen. Robert Redford engagierte sie bei seinen Regiearbeiten für die Filme „Eine ganz normale Familie“ (1980) und „Milagro – Der Krieg im Bohnenfeld“ (1988).

Zu ihren Freunden zählte Else Siegel Gregory Peck und Nastassja Kinski: die Beziehung zu ihr war so eng, dass sie Patin einer ihrer Töchter wurde. Nach der Scheidung von ihrem ersten Mann heiratete Else Siegel 1960 den aus Dänemark stammenden Cutter Folmar Blangsted und nahm dessen Namen an.

Zwei Jahre nach seinem Tod löste sich 1984 endlich das Rätsel um die 1937 in der Schweiz geborene Tochter. Diese hatte inzwischen in einer griechisch-orthodoxen Zeremonie geheiratet und hieß Lily Kopitopoulos. Über das American Jewish Committee kam Lily in Kontakt mit der Hebrew Immigration Aid Society (HIAS), deren Aufgabe es unter anderem war, vermisste Verwandte zu ermitteln. Am 28. September 1984, einem Freitag, veröffentlichte HIAS eine Suchanzeige in der New Yorker Emigrantenzeitung „Aufbau“, in der Lily Kopitopoulos nach ihrer Mutter forschte, deren Namen und früheren Wohnort sie endlich ermittelt hatte.



Im Jahr 1984 suchte Else Siegels totgeglaubte Tochter mit einer Anzeige in der Emigrantenzeitung „Aufbau“ nach ihrer Mutter. Screenshot: Roland Flade

Obwohl sie selbst keine Aufbau-Abonnentin war, erreichte Else Blangsted auf Umwegen die Nachricht, dass ihre totgeglaubte erste Tochter lebte und sie treffen wollte. Die Neuigkeit erleichterte sie zutiefst, so wie Lily nach dem ersten Telefongespräch mit der wiedergefundenen Mutter über die Erkenntnis glücklich war, dass sie ohne deren Wissen und Zustimmung adoptiert worden war.

Es kam in der Folge zu zahlreichen Treffen in Los Angeles und Lausanne, wo Lily wohnte und auch Else zeitweilig ein Haus bezog. Als Else Blangsted jetzt im Alter von 99 Jahren starb, war sie wieder in Los Angeles ansässig, wo sie sich wirklich zuhause fühlte. Der Film „A la Recherche d'Else“ über Else Blangsted, von ihrem Enkel Sandy Kopitopoulos in englischer und französischer Sprache gedreht, ist in ganzer Länge auf YouTube abrufbar. Auch ihre Jugend in Deutschland wird hier behandelt.

ZWST

FRANKFURT. Die sechs Spitzenverbände der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege haben über die Firma BASF eine Großspende von mehreren Millionen Mund-Nase-Schutz-Masken (sog. OP-Masken) erhalten, vermittelt durch das Bundesgesundheitsministerium. Dies teilte die ZWST im August in einer Pressemitteilung mit.

Die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) leitete über 1 Million Masken an ihre Mitgliedsgemeinden und die ihr angeschlossenen Einrichtungen, wie zum Beispiel jüdische Seniorenzentren, weiter. Hinsichtlich der Hohen Feiertage im September dient die Spende in erster Linie dazu, den Mehrbedarf während der Gottesdienste zu decken und Vorräte für eine eventuelle zweite Welle anzulegen.

Aron Schuster, Direktor der ZWST, erklärte dazu: „In Hinblick auf eine sich anbahnende zweite Welle von Coronavirus-Infektionen möchten wir unsere Mitgliedsgemeinden auch während der Hohen Feiertage bestmöglich unterstützen. Dank dieser großzügigen Spende der Firma BASF können wir über 1 Million Mund-Nase-Schutz-Masken an insgesamt 50 Zielorte versenden. Neben den Landesverbänden, Großgemeinden und Altenzentren konnten wir auch zahlreiche weitere jüdische Organisationen wie den Zentralrat, Makkabi Deutschland, die Union progressiver Juden und die Lauder Foundation mit Schutzmasken versorgen.“

Das Gefahrenpotential des Corona-Virus bleibt unverändert hoch. Abstandhalten, Maskentragen und persönliche Hygiene tragen weiterhin maßgeblich dazu bei, das Infektionsgeschehen einzudämmen.“

Frankreichs Juden und Corona

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Am 17. März wurde in Frankreich schlagartig alles anders. Die Regierung verordnete der Bevölkerung einen Corona-Lockdown mit extrem restriktiven Maßnahmen, darunter auch Ausgangssperren und täglich neue Bescheinigungen im Rahmen engmaschig konzipierter und polizeilich überwachter Ausnahmeregelungen.

Aus ihrer gewohnten Ordnung gebracht, musste sich auch die größte jüdische Gemeinschaft Europas neu justieren, zumal es den Anschein hatte, als seien ihre Mitglieder unter den Coronainfizierten des Landes sogar überrepräsentiert. Offizielle Zahlen will das Konsistorium nicht veröffentlichen. Während in Gesprächen des israelischen Online-Magazins THE TIMES OF ISRAEL mit Rabbinern von etwa 300 bis 500 Toten die Rede ist, schätzen andere Quellen die Zahl wesentlich höher ein. Der Konsistoriumspräsident selbst, Joël Mergui, welcher eine Covid 19-Infektion überlebt hat, soll von ca. 2.000 ausgehen, was 7% der in Frankreich in Verbindung mit dem Virus Verstorbenen darstellen würde, obwohl die jüdische Bevölkerung nur 0,75% der Gesamtbevölkerung repräsentiert.

Und Evelyne Gougenheim, Vizepräsidentin der Gemeinde des VI. Pariser Arrondissements, wird in der israelischen Wirtschaftszeitung MAKOR RISCHON mit der Aussage, „innerhalb einer Woche hat es 200 Beerdigungen allein in der Hauptstadt gegeben“, zitiert.

Vielfältige Gründe

Die Gründe für die überproportionale Infektionsrate scheinen vielfältig. Moché Taieb, Rabbiner einer stark frequentierten Synagoge in Neuilly-sur-Seine, meint dazu, stellvertretend für die Führung des französischen Judentums: „Unsere Gemeinschaft ist sehr herzlich, viele Umarmungen, Küsse, Schulterklopfen. Das ist eine der Ursachen dafür, dass die Juden Frankreichs so stark betroffen sind. Das wird sich in naher Zukunft ändern müssen.“

Unabhängig von dieser Kultur der Nähe spielen jedoch weitere Faktoren eine Rolle. Die Ansteckungen waren auch der Tatsache geschuldet, dass zahlreiche Juden als Ärzte und in medizinischen Berufen tätig sind, daher besonders exponiert waren, und dies oft ohne die lebensnotwendigen Schutzmaßnahmen, an denen im Land vor allem zu Beginn der Pandemie ein starker Mangel herrschte.

Lässt die vor allem zu Beginn der Epidemie hohe Infektionszahl jedoch auch vermuten, dass die jüdische Gemeinschaft zu spät die Ausgangssperren befolgte? Die Wahrscheinlichkeit ist groß, wenn man bedenkt, dass noch knapp vorher Purim feiern mit Festessen in den Gemeinden und Kinderfeiern nur zum Teil abgesagt worden waren.

„Es hat zweifellos eine gewisse Unglückseligkeit innerhalb der Gemeinschaft gegeben“, bekennt Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia gegenüber der Wochenzeitschrift ACTUALITE JUIVE.

Späte Einsicht

Dann jedoch, spätestens nach der am 23. März von Staatspräsident Emmanuel Macron einberufenen Videokonferenz, an der die Verantwortlichen der großen Glaubensgemeinschaften teilnahmen, fand ein Bewusstseinswandel statt, offenbar nicht zuletzt, nachdem Korsia den Bibelvers des Propheten Jesaja in Erinnerung rief: „Geh, mein Volk, trete in Deine Behausung ein und schließe die Türen hinter dir zu. Verstecke dich eine Weile, bis dass der Zorn vorüber ist.“

Bereits zuvor hatten die Rabbiner und Gemeindevorstände klare Anweisungen gegeben: Ein Meter Abstand zwischen den Synagogenbesuchern, verkürzte Gottesdienste mit begrenzter Teilnehmerzahl und Aufschieben von Familienfeiern wie Hochzeiten.

„Wir haben Kindern unter 13 Jahren und älteren und vulnerablen Menschen untersagt, in die Synagoge zu gehen“, versichert der Vorsitzende des Pariser Konsistoriums, Joël Mergui, gegenüber dem Magazin LE POINT und erinnert daran, dass „im Judentum der Respekt des menschlichen Lebens Vorrang haben“ müsse. Kurz darauf wurden die Synagogen in Frankreich ganz geschlossen.

Bestattungen

Besonders schwer zu ertragen war für Betroffene, dass die französischen Gesundheitsbehörden bestimmte Bestattungsriten wie Leichenwäsche und Totenwache verboten hatten. Auch wegen des Versammlungsverbots bei Beisetzungen auf das Kaddisch verzichten zu müssen, erlebten, so der Oberrabbiner von Lyon, Richard Wertenschlag, im Nachrichtensender FRANCE 24, die Mitglieder seiner Gemeinde als extreme psychische Belastung. Den Sterbenden nicht begleiten zu dürfen und die fehlende Möglichkeit,

durch die Schiwa gemeinsam zu trauern, bedeute für den, der die Welt verlassen muss und für die Hinterbliebenen gleichermaßen ein grausames Gefühl von Einsamkeit.

Auch schwebte die Angst über der Gemeinschaft, dass die im Judentum, wie auch im Islam, streng verbotene Feuerbestattung hätte unumgänglich werden können, wäre die Anzahl der Toten in Frankreich auf das Niveau Italiens oder Spaniens gestiegen, was zum Glück ausblieb. Den Bestattungsunternehmen fiel es ohnedies nicht leicht, die religiösen Riten mit den Vorgaben der Regierung in Einklang zu bringen.

Haim Kaim, einer von ihnen, bedauert: „Wenn ich mit meinem Team den Verstorbenen abhole, tun wir das Minimum, aber wir schließen den Sarg nicht einfach, sondern wickeln die sterblichen Überreste in ein Lechentuch, legen ein weißes Laken in den Sarg, etwas Israel-Erde und das weiße Totenhemd, das nach der Wäsche angezogen werden muss. Dennoch habe ich ständig das Gefühl, zu „schludern“. Die Familien sehen uns in weißen Schutzanzügen, maskiert und mit Handschuhen anrücken, ähnlich wie die Polizisten der kriminaltechnischen Untersuchung in Krimis, das schmerzt.“

Noch komplizierter wurde es bei den 10 Prozent der Gemeindemitglieder, welche eine Überführung nach Israel wünschten und dort bereits eine Grabstätte reserviert hatten. Nachdem die Flugverbindung gekappt war, blieb die einzige Möglichkeit, in Frankreich ein vorläufiges Grab zu kaufen, den Leichnam später zu exhumieren und danach zu transportieren, ein kostspieliges Unterfangen.

Antisemitismus

Parallel zum Pandemieausbruch breitete sich, wie oft in Krisensituationen, eine weitere Seuche aus in Gestalt antisemitisch gefärbter Verschwörungsgeschichten. Judenfeindliche Karikaturen, die an das finstere Mittelalter oder an Nazipropaganda erinnern, kursieren in den sozialen Medien. Zielscheibe ist beispielsweise die ehemalige Gesundheitsministerin Agnès Buzyn, Tochter Holocaust-Überlebender und Ex-Schwiegertochter Simone Veils, der man vorwirft, die Ausbreitung des Virus begünstigt zu haben.

Sie habe das Problem kleingeredet, wogegen sich die Betroffene vehement wehrt.

Eine Karikatur zeigt, wie Buyzn Gift in einen Brunnen gießt. Die Tatsache, dass ihr Ehemann, Dr. Yves Lévy, bei der Eröffnung eines Labors im chinesischen Wuhan, dem Ursprungsort der Pandemie, zugegen gewesen sein soll, wird ebenfalls auf konspirativen und antijüdischen Webseiten entsprechend ausgeschlachtet.

Masken-Betrügerei

Wasser auf die Mühlen von Antisemiten schütten indes zwielichtige Gestalten,

welche sich die weltweite Gesundheitskrise zunutze machen, wie zwei franko-israelische Frauen und zwei weitere, von der israelischen Polizei in Netanya und Tel Aviv verhaftete männliche Tatverdächtige. In Netanya leben zahlreiche französische Olim.

Der Vorwurf: Sie sollen in Zeiten des Mangels an dringend benötigtem Material wie Gesichtsmasken und Desinfektionsgel in betrügerische Geschäfte mit FFP2-Masken verwickelt sein. Die beiden

Frauen, 37 und 70 Jahre alt und eng miteinander verwandt, sollen sich fälschlicherweise als Vertreter einer französischen Masken-Herstellungsfirma ausgeben und die Überweisung hoher Geldbeträge eingefordert haben, so die französische Presseagentur AFP und die Tageszeitung LE FIGARO. Jedenfalls hätten die mutmaßlichen Betrüger ggf. ihren Glaubensgenossen einen Bärenienst erwiesen, was angesichts der Corona-Opfer besonders perfide erscheint.

Restitution Musikinstrumente

Ein Thema, das bislang wenig Beachtung fand, jedoch in letzter Zeit Forscher und Organisationen zunehmend interessiert, ist die Restitution von den Nazis geraubter Musikinstrumente. Obwohl Instrumente und Notenmanuskripte von Plünderungen im Zweiten Weltkrieg keineswegs verschont blieben, wurden sie, auch von den Historikern nach der Befreiung, anders als Geldwerte, Immobilien oder Kunstobjekte, um deren Rückgabe man sich intensiv bemühte, weitgehend vernachlässigt und vergessen.

Dies ist einerseits umso erstaunlicher, als die Musik noch während des Krieges in der europäischen Kultur und vor allen Dingen im Alltag der jüdischen Gemeinschaft eine zentrale Rolle spielte. Andererseits weckte sie bei den Nazis ein besonderes Interesse, wie u.a. die vom Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, ins Leben gerufene Organisation SONDERSTAB MUSIK zeigt, deren Aufgabe es war, wertvolle Notentexte und Instrumente

bei Juden zu finden und zu konfiszieren. Ob es sich um bescheidene Familienklaviere oder wertvolle Instrumente bedeutender Musiker, wie der Flügel des Komponisten Darius Milhaud, handelt, das Schicksal einiger tausend Instrumente ist und bleibt ein Rätsel. Das soll sich nun ändern, zumindest theoretisch. Neue Anstrengungen werden derzeit in Frankreich unternommen, um ihre Herkunft und Geschichte aufzuklären, in der Hoffnung, die Objekte nach Möglichkeit den jeweiligen Familien zurückzugeben.

Immerhin hatte man bereits nach dem Krieg bescheidene Versuche unternommen, von denen einige zum Erfolg führten. In Paris wurden die Opfer eingeladen, vorstellig zu werden, ihre Instrumente, mehrheitlich Klaviere, unter mehreren tausend gelagerten Instrumenten zu identifizieren und zurückzuholen. Allerdings dauerte die Initiative nur kurze Zeit.

Das heutige Problem beschreibt der auf Arisierung spezialisierte Historiker Jean-Marc Dreyfus auf der Webseite des Radio-

senders FRANCE MUSIQUE: „Die Betroffenen müssen zuerst einen Antrag auf Wiederöffnung des Verfahrens stellen. Da es sich mittlerweile zumeist um deren Kinder oder Enkelkinder handelt, setzt das voraus, dass sie wissen, was geschehen ist und es nachweisen können. Nur wenige Familien sind dazu in der Lage. Daher kann man die Anträge auf Rückgabe von Instrumenten an einer Hand abzählen.“

Diesen komplizierten Zugriff erklärt Corinne Herschkovitch, Mitbegründerin des Vereins Musik und Raub sowie Anwältin auf dem Gebiet des Kunstmarktes: „Die absolute Angst seitens des Staates ist es, einer falschen Person etwas zuzusprechen.“ Dennoch hatte Frankreichs ehemaliger Premierminister Edouard Philippe zuletzt 2018 anlässlich der Gedenkfeier für die Massenverhaftung von Vel d'Hiv neue Dekrete angekündigt, die dazu dienen sollen, das Verfahren zur Rückgabe von geraubten Objekten zu erleichtern. GPN

Friedhof entdeckt

Laut dem Archäologen Philippe Blanchard handelt es sich um die größte Anzahl je auf einem jüdischen Friedhof in Frankreich gefundener Gräber. Über 50 davon, die aus dem 12. bis 14. Jahrhundert stammen, wurden kürzlich im zentralfranzösischen Châteauroux ausgegraben. Diese außergewöhnliche Entdeckung könnte dazu beitragen, die Besonderheiten der damaligen jüdischen Gemeinschaft und deren Leben zu erkunden.

Gräber in Reih und Glied angeordnet und Skelette, die etwas Spezielles aufweisen: „Die Hände liegen am Körper an, sind nicht auf der Brust gefaltet wie bei christlichen Bestattungen“, führt Blanchard, Forscher am Nationalen Institut für archäologische Forschung, aus. Den Ort der Funde hatten er und sein Team, dessen Mitglieder mehreren archäologischen La-

boren angehören, bereits 1997 ausfindig gemacht, und zwar im alten „La Juiverie“ genannten Viertel, dem heutigen „Quartier des Marins“. Damals waren zehn Gräber mit Kindergebeinen entdeckt worden, bei einer zweiten Ausgrabung kamen 46 weitere zum Vorschein, die gut erhaltene Skelette von Jugendlichen und Erwachsenen enthielten.

Um sicher zu stellen, dass es sich wirklich um einen ehemaligen jüdischen Friedhof handelt, stützen sich die Forscher auf Grabsteine mit Indizien, die auf hebräische Inschriften hinweisen. Das Forscherteam hofft Namen und Daten identifizieren zu können. Da diese Friedhöfe nach der endgültigen Vertreibung der Juden im Jahre 1394 vom König in Beschlag genommen worden waren, wurden die geschliffenen Steine oft in der Umgebung verstreut und als Baumaterial verwendet.

„Wir haben ungewöhnlich große Steine an den benachbarten Häusern gefunden. Nur kann man schlecht die Besitzer bitten, sie rauszuholen, nur um nachzusehen“, sagt Philippe Blanchard.

Jedenfalls belegt dieser Fund, dass es eine starke und gut organisierte jüdische Gemeinschaft in Châteauroux gegeben haben muss, wo die herrschende Wohnungsknappheit diese Privatparzelle dennoch verschont hat. Auch Texte aus dem 13. und 14. Jahrhundert, welche die Archäologen studiert haben, belegen die Existenz einer „rue des juifs“ (Judengasse) sowie regen Geschäftsverkehr zwischen Christen und Juden. Unbekannt ist indes, wo sich die Synagoge befand. Die ausgegrabenen Gebeine werden nach Abschluss der Forschungsarbeit im jüdischen Teil des kommunalen Friedhofs ihren Platz finden. GPN

Frankreich und Hisbollah

Der damalige sozialistische Premierminister Frankreichs, Lionel Jospin, fährt im Februar 2000 in seinem gepanzerten Dienst-Mercedes durch Ramallah und wird von palästinensischen Studenten der dortigen Beir-Zeit-Universität lautstark angepöbelt. Am Tag zuvor hatte der Regierungschef den Zorn der arabischen Staaten auf sich gezogen, als er die Aktivitäten der libanesischen Hisbollah gegen Israel als „terroristisch“ bezeichnete und damit erstmals mit der tradierten Position seines Landes brach.

Zwei Jahrzehnte später ist die Sache wieder Thema, denn Paris lehnt es nach wie vor ab, wie Großbritannien und Deutschland den politischen Zweig der schiitisch-islamistischen Bewegung zu verbieten. Frankreich steht aktuell unter Druck, nachdem Deutschland Ende April entschieden hatte, sämtliche Aktivitäten der Hisbollah zu verbieten. Bis dato galt dies nur für den bewaffneten Zweig der libanesischen Gruppierung, nicht aber für den politischen. Bundesinnenminister Horst Seehofer hatte den Beschluss gegenüber der BILD-Zeitung mit der Vorbereitung von Anschlägen auf deutschem Boden begründet. Laut dem israelischen Sender CHANNEL 12 sollen die entsprechenden Hinweise vom Mossad gekommen sein.

Assaf Orion, israelischer Brigadier der Reserve und heute Forscher am Institut für Studien zur Nationalen Sicherheit, will erfahren haben, dass Attentate im gesamten Westen, unter anderem auch in Frankreich, geplant gewesen seien. Während Hisbollah-Chef Hassan Nasrallah eine „politische, dem Wunsch der USA

entsprechenden Entscheidung Deutschlands, um Israel zufrieden zu stellen“, anprangert, fordern die Vereinigten Staaten die übrigen EU-Mitglieder, so auch Frankreich, auf, es Berlin gleichzutun. Ebenso Orion gegenüber dem Magazin LE POINT: „Mit Deutschland und Großbritannien stehen zwei der drei wichtigsten und einflussreichsten Länder Europas auf der richtigen Seite. Es ist an der Zeit, dass Frankreich sich klar wird, dass seine Hisbollah-Politik nicht funktioniert und seine Position revidiert.“

Laut dem amerikanischen Sender FOX-NEWS hätte gar der damalige US-Botschafter in Deutschland, Richard Grenell, den diplomatischen Berater Emmanuel Macrons, Emmanuel Bonne, in einem persönlichen Gespräch dahingehend vergebens zu überzeugen versucht. Vorläufig lehnt Paris es ab, weiter zu gehen als der europäische Beschluss, nur den bewaffneten Arm der Hisbollah als terroristisch einzustufen.

Dazu der ehemalige französische Außenminister Hervé de Charrette im LE POINT: „Das diplomatische Gefuchtel der USA und Israels wird uns nicht daran hindern, eine unabhängige Politik in der Region zu betreiben. Die Hisbollah ist heutzutage eine der wichtigsten politischen Kräfte im Libanon und gleichzeitig eine der stärksten bewaffneten Armeen im Mittleren Osten.“ Mit dieser Einschätzung stellt sich Frankreichs Ex-Chefdiplomat hinter die Resolution des UNO-Sicherheitsrats. Für Ely Karmon, Forscher zur Strategie-Problematik und Terrorismusbekämpfung am Interdisziplinären Zentrum von Herzlia, existiert demgegenüber kein Un-

terschied zwischen dem politischen und dem militärischen Zweig der Hisbollah, nicht einmal in den Augen ihrer Führer selbst. Karmon wittert hinter Frankreichs Weigerung, sich dieser Einschätzung anzuschließen, politische und strategische Interessen im Libanon. Diese sind, auch historisch bedingt, ein offenes Geheimnis, heißt es doch selbst aus politischer Quelle, das Land fühle sich einem souveränen Libanon verpflichtet.

Dabei mangelt es den französischen Behörden nicht an negativen Erfahrungen mit der islamistischen Bewegung, allen voran in den 1980er Jahren: Geiselnahme von Journalisten und Diplomaten, Anschläge in Frankreich, Militäraktionen gegen französische Interessen auf Befehl des Iran.

Dennoch teilt Frankreichs Regierung Israels Einschätzung nicht, eine Eintragung der Hisbollah in die Liste der Terrororganisationen würde den Druck auf diese erhöhen und sie zwingen, sich zwischen Politik und Terror zu entscheiden. Stattdessen setzt Frankreich weiter auf Diplomatie, so de Charrette: „Diplomatie besteht gerade darin, mit allen zu reden, auch mit denjenigen, die ein Problem darstellen.“

Auf zumindest ein persönliches, wenn auch weit zurückliegendes Erfolgserlebnis kann er sich hierbei berufen. Mitten im Konflikt zwischen Israel und der Hisbollah 1996 hatte der Außenminister einen dreizehntägigen diplomatischen Marathonlauf zwischen Tel Aviv, Beirut, Damaskus und Kairo hingelegt. Am Ende schwiegen die Waffen.

GPN

Die neue Rabbanit

Gerade einmal 23 Jahre alt, soll Myriam Ackermann-Sommer, sobald sie ihr Studium abgeschlossen haben wird, Rabbinerin einer jüdischen Gemeinde in Frankreich werden. In Perpignan in eine nicht praktizierende Familie hineingeboren, entdeckt die Heranwachsende ihre jüdische Herkunft, nicht zuletzt durch einen Onkel, der Rabbiner ist. Der fehlende Zugang für Frauen zu anspruchsvollen religiösen Texten in ihrer Gemeinde treibt sie in die USA, wo sie eine Ausbildung zur Rabbinerin absolviert. Gegenüber der Online-Zeitung HUFFPOST erklärt Ackermann-Sommer: „Ich möchte Dinge verändern im ‚modern orthodoxen‘ Judentum meines Heimatlandes.“

Derzeit an der New Yorker „Yeshivat Maharat“ immatrikuliert, welche der ‚modern orthodoxen‘ Bewegung zuzurechnen

ist, entwickelt sie mit Hilfe ihres Mannes, ebenfalls Rabbiner, und der Unterstützung von Familie und Freunde, den Talmud-Studienkreis „Ayeka“. Ziel der Initiative: aktuelle Problemstellungen an die Orthodoxie heranzutragen, wie die Integration von Lesben, Homo- und Transsexuellen, die Gleichberechtigung der Geschlechter oder ökologische Fragen. In Vorträgen und Gesprächsrunden wird eine Verbindung traditioneller jüdischer Werte mit denen der modernen Gesellschaft angestrebt. Dazu beruft sich das Rabbiner-Paar vornehmlich auf die religiöse Strömung von Rav J.D. Soloveitchik (1903–1993).

Dabei bereitet allein die Anrede bereits Kopfzerbrechen. Rabbinerin (französisch rabbine) oder doch Rabbi. Wie soll sie religiös und politisch korrekt genannt und angesprochen werden? Die geistliche Füh-

rerin in spe denkt, ihre Community sei noch nicht reif für die Bezeichnung rabbine, sondern würde sie als einen Bruch empfinden.

So werde sie sich vorzugsweise mit Rabbanit ansprechen lassen, dem traditionellen Titel der Rabbinerfrau, dessen Bedeutung Ackermann-Sommer jedoch verändern möchte. Tatsächlich habe die Rabbanit implizit stets eine Führungsrolle in der Gemeinde innegehabt, bekräftigt sie in der HUFFPOST. Mit dieser Anrede stehe sie in der Kontinuität der Tradition.

Die Frage des angemessenen Sprachgebrauchs dürfte nicht die einzige sein, die zu regeln sein wird, sie deutet die weiteren nur an. Es bleibt abzuwarten, ob und inwieweit die Gemeinde dem Ansatz der bald frisch gebackenen Rabbinerin folgen wird.

GPN

Daniel Cohn-Bendit

„Wir sind alle deutsche Juden.“ Doch was bedeutet es, Jude zu sein? Diese intime politische und religiöse Frage war dem deutsch-französischen Politiker Daniel Cohn-Bendit anlässlich seines 75. Geburtstages ein äußerst spannender Dokumentarfilm im Fernsehsender FRANCE 5 Wert. Motto des Streifens von Dany le Rouge, wie der einstige Anführer der 68er Bewegung, zunächst in Paris, dann in Frankfurt, damals genannt wurde, die von Woody Allen auf den Punkt gebrachte Frage: „Wie ein Jude sein, ohne wirklich jüdisch zu sein und dennoch in meinem tiefsten Inneren jüdisch zu sein?“

Zu Beginn lässt der ehemalige Europa-Abgeordnete, früher der deutschen, zuletzt der französischen Grünen, aus Dany le Rouge war inzwischen Dany le Vert geworden, seinen älteren Bruder Gabriel zu Wort kommen. Im Vorkriegs-Paris als Sohn deutsch-jüdischer Eltern geboren, während der Besatzung von einer christlichen Familie versteckt, erinnert dieser sich an ein Gefühl der Sicherheit, selbst wenn er auf der Straße mit Soldaten der Wehrmacht in seiner Muttersprache Deutsch sprach.

Gabriel „Gaby“ lehnte es ab, sich mit dem Judentum zu identifizieren, weil, um mit Jean-Paul Sartre zu sprechen, „die anderen es sind, die einen zum Juden machen, einem die Identität aufzwingen“. Die These sieht er durch sein persönliches Familienschicksal bestätigt: „Mein Vater verließ Deutschland als Linker und kam als Jude zurück.“

Dazu der neun Jahre jüngere Dany, der sich zeitlebens mit seiner jüdischen Identität auseinandersetzt, im Film: „Damit,

Gaby, bin ich nicht einverstanden“. Für ihn, den 1945 im französischen Montauban geborenen Staatenlosen, der sich erst im Alter von vierzehn Jahren für die deutsche Staatsangehörigkeit entscheidet, um sich, wie er es begründet, dem Militärdienst zu entziehen und viel später in Frankreich eingebürgert werden wird, ist es nicht so einfach, die jüdische Identität abzuschütteln.

Reise ins Heilige Land

Die innere Auseinandersetzung mit seinen Wurzeln und seiner Identität führt Cohn-Bendit nach Israel, wo er in Diskussionen mit ganz unterschiedlich ausgerichteten Gesprächspartnern, liberal, konservativ, fromm und säkular, nach möglichen Antworten sucht. Da ist die Jiddisch-Sängerin Talila, eine Jugendfreundin, die ihm anvertraut, in ihren Liedern „eine verloren gegangene Welt, all jene, die nicht mehr da sind, wiederzufinden“. Sein Kompass wird jedoch sein Freund Ofer sein, „ein israelischer Patriot, der keinerlei ideologische Grenzen anerkennt“.

Manchmal erweist sich der Dialog als unmöglich, wenn der Suchende beispielsweise einen früheren Freund und Kibbuznik trifft, der es auch nach mehreren Versuchen ablehnt, das Thema Palästinenser anzuschneiden und einfach nicht darauf eingeht. Dann wieder schmerzhaft, etwa im Dialog mit der eingewanderten Lehrerin Audrey, die sich in Frankreich dem Antisemitismus von Kollegen und Schülern maghrebinischer Herkunft ausgesetzt sah. Nach dem Anschlag auf eine jüdische Schule in Toulouse 2012 sagt sie

sich: „Stopp, ich bin hier nicht mehr erwünscht.“

Doch als ebenso schmerzhaft empfindet der radikale Verfechter der Gleichberechtigung die Klage seines Namensvetters Dany, einem Falascha, er fühle sich nicht als vollwertiger israelischer Bürger anerkannt. „Unser einziges Problem ist, dass wir schwarz sind.“

In dieselbe Wunde legt die aus dem Jemen stammende Sängerin Noa den Finger, die „die posttraumatische Paranoia“ der Juden anprangert, welche ihnen den Blick in die Zukunft versperre.

Sensible Fragen wie die palästinensische, das Flüchtlingsproblem, das Gewicht der Armee sowie nationalistische Abschottung werden im Film nicht ausgespart, ohne besonders im Fokus zu stehen. Auch die Möglichkeit einer Zweistaatenlösung, „sich scheiden lassen, um nochmals besser zu heiraten“, kommt zur Sprache.

Die Stärken der Dokumentation bestehen in ihrer einfachen, klaren Form, vor allem jedoch im Herausarbeiten der Widersprüche, der „zwei Seelen in einer Brust“, welche einem Menschen innewohnen können und darin, dass der Film schlussendlich mehr neue Fragen aufwirft. Daniel Cohn-Bendit wird, auch wenn er es nicht explizit sagt, vermutlich keine abschließende Lösung seines inneren Konfliktes gefunden haben. Denn, so Ofer in einem schönen eindringlichen Schlusswort: „Das Judentum bedeutet, ein Bastard zu sein. Und je mehr man Bastard ist, desto glücklicher ist man.“

GPN

Mireille Knoll

Im Fall der Jüdin Mireille Knoll fordert die Pariser Staatsanwaltschaft einen Prozess vor dem Schwurgericht wegen antisemitisch geprägten Mordes gegen die beiden mutmaßlichen Täter. Sie sollen die damals 85-jährige, an Parkinson leidende Mireille Knoll im März 2018 in ihrer Pariser Wohnung im XI. Arrondissement mit elf Messerstichen getötet haben. Die Leiche wurde zum Teil verbrannt aufgefunden. Die beiden Tatverdächtigen waren schnell identifiziert worden: der Sohn einer Nachbarin und ein Außenseiter, die sich gegenseitig beschuldigen, die Messerstiche zugefügt zu haben (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 5.9.2018, Seite 20).

Wurde die alte Dame wegen ihrer Religionszugehörigkeit umgebracht?

Nach zweijähriger Ermittlungsarbeit kommt die Staatsanwaltschaft zu diesem Schluss, wie das lokale, öffentlich-rechtliche Rundfunknetzwerk FRANCE BLEU berichtet. Deswegen fordert sie gegen zwei der drei Angeklagten ein Verfahren wegen vorsätzlicher Tötung in besonders schwerem Fall, wegen der Religionszugehörigkeit und der Wehrlosigkeit des Opfers als Strafverschärfungsgrund. Der dritten Person wird vorgeworfen, Beweismaterial beschädigt oder vernichtet zu haben. Auch sie soll vor dem Schwurgericht erscheinen. Laut dem Rundfunksender FRANCE INFO wäre es denkbar, dass die beiden Angeklagten die Messerstiche abwechselnd beigebracht hätten.

Es liegt nunmehr an den Untersuchungsrichtern zu entscheiden, ob sie der Klage-

schrift der Staatsanwaltschaft Folge leisten.

Das Verbrechen hatte seinerzeit innerhalb der jüdischen Gemeinschaft, bei Politikern und in großen Teilen der Bevölkerung starke Betroffenheit ausgelöst. Schweigemärsche waren in ganz Frankreich organisiert worden und Staatspräsident Emmanuel Macron hatte vorwegnehmend erklärt: „Mireille Knoll wurde getötet, weil sie Jüdin war.“

Mittlerweile folgten die mit der Untersuchung beauftragten Richter der entsprechenden Klageschrift der Staatsanwaltschaft. Die beiden mutmaßlichen Mörder werden vor der Geschworenenkammer eines antisemitisch motivierten Verbrechens angeklagt werden.

GPN

SCHANA TOWA Zu Rosch Haschana 5781 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr. Jüdische Gemeinde Regensburg	Der Landesausschussvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Bayern wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr. לשנה טובה תכתבו Jo-Achim Hamburger
Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5781. Israelitische Kultusgemeinde Augsburg	Alles Gute zum neuen Jahr 5781 den jüdischen Gemeinden in Deutschland, dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und dem Zentralrat wünscht Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.
Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr. Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth	Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden und allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland wünschen wir ein glückliches neues Jahr. Israelitische Kultusgemeinde Straubing
 Schana Towa 5781 Jüdische Gemeinde Weiden Die besten Wünsche zum Neujahr an alle Mitglieder und alle, die uns kennen, mit uns zusammenarbeiten und uns mögen. Der Vorstand	Die Israelitische Gemeinde Würzburg übermittelt allen ihren Mitgliedern, Freunden und Bekannten die besten Neujahrswünsche!
Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden, Freunden und Bekannten wünschen wir Glück und Frieden zum neuen Jahr. Israelitische Kultusgemeinde Amberg Vorstand IKG Amberg Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray	SCHANA TOWA wünschen wir allen unseren Gemeinden, dem Landesverband und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde. Israelitische Kultusgemeinde Erlangen

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern, Freunden und Bekannten ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5781. שנה טובה ומתוקה Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof Dr. Jakob Gonczarowski 1. Vorsitzender	Statt Karten Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband, den jüdischen Gemeinden in Deutschland und unseren Mitgliedern ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5781. לשנה טובה תכתבו ותחתמו
Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו Ilse Ruth Snopkowski Familie Dr. Peter Snopkowski Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli	Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten übermitteln wir auf diesem Wege zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Familie Karin und Bernhard Offman
לשנה טובה תכתבו Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr 5781. Familie Michael Trüger Regensburg	Die »Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.« wünscht allen Mitgliedern und Freunden im In- und Ausland ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו
Ein gesundes und glückliches neues Jahr 5781 wünschen Ihnen die Mitarbeiter des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern KdöR	SCHANA TOWA UMETUKA Ein glückliches und süßes neues Jahr 5781 wünscht Ihnen Der Trägerverein und das Museumsteam des Jüdischen Museums Franken – Fürth, Schnaittach und Schwabach
SCHANA TOWA! Ein glückliches und gesundes neues Jahr 5781 wünscht Ihnen das Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken Würzburg	Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden in Augsburg, Bayern und der ganzen Welt ein gutes und süßes neues Jahr 5781. שנה טובה ומתוקה Das Team des Jüdischen Museums Augsburg Schwaben

Allen Freunden und Bekannten die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahr. Edith Kuszner, München	Wir wünschen dem Vorstand und den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg sowie allen Bekannten ein frohes und gesundes neues Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Familie Soroka und Semmler Regensburg
Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr. Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu Familie Wladimir Barskyy, Regensburg	Allen Freunden und Bekannten entbiete ich zu den Hohen Feiertagen meine herzlichsten Wünsche für ein gesundes neues Jahr! RA Uri Siegel
Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und Bekannten die herzlichsten Glückwünsche „LESCHANAH TOVA TIKATEVU – möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“ Familie Mazo, Augsburg	Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche! Felix Gothart, Bayreuth
Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Jakov Denyssenکو, Regensburg	Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Genia Danziger und Familie David Danziger Regensburg
Allen unseren Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes und glückliches neues Jahr! Luba Silberstein und Familie	Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Familie Kuzenko, Regensburg

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr! לשנה טובה תכתבו Familie Dr. Josef und Jutta Schuster	Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr! Oded Baumann, Würzburg
Anlässlich des Neujahrsfestes allen Verwandten, Bekannten und Freunden alles Gute. Familie Steinberg, München	Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche! Familie Hanna Zisler
Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו Rabbiner Joel Berger und Familie Stuttgart – Antwerpen – Berlin	Zum neuen Jahr senden wir allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland die herzlichsten Glückwünsche! Schana towa! Familie Brenner
לשנה טובה תכתבו ותחתמו תזכו לשנים רבות טובות ונעימות Allen unseren Freunden im In- und Ausland möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche anlässlich Rosch Haschana 5781 zum Ausdruck bringen. Familie Dr. Asher Khasani	Statt Karten Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr! לשנה טובה תכתבו Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray, Amberg
Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche. Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik שנה טובה ושלו	Wir wünschen unseren Autoren und Lesern, unserem Landesverband und allen Gemeinden ein gesundes und glückliches neues Jahr. Redaktion und Druckerei JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN



Erinnern und Gedenken

MÜNCHEN: Mit einer sehr bemerkenswerten Aktion erinnerte München erstmalig an die Befreiung der Stadt. Am 30. April 1945 kam die Rainbow Division der amerikanischen Armee in die bayerische Metropole und beendete die Nazi-Herrschaft. Daran erinnerten zum 75. Jahrestag weiße Fahnen mit dem Aufdruck „Tag der Befreiung“ im gesamten Stadtgebiet.

Das 75. Jubiläum des Endes der Diktatur der Nationalsozialisten sollte eigentlich mit einem Festakt begangen werden. Doch wegen der Corona-Krise war das nicht möglich. Stattdessen initiierten die Künstler Wolfram P. Kastner und Michael Wladarsch ein Kunstprojekt, an dem sich die Münchnerinnen und Münchner sogar beteiligen konnten.

Im Rahmen der Kunstaktion „Weiße Fahnen für Frieden und Freiheit“ wurden auf dem Marienplatz, im Umfeld der Bayerischen Staatskanzlei und an etwa 40 weiteren Standorten Fahnen aufgehängt, um an den Tag der Befreiung zu erinnern. Darunter waren auch das Kulturreferat der Stadt München, das NS-Dokumentationszentrum München, die Israelitische Kultusgemeinde, das Deutsche Museum, das Münchner Stadtmuseum, das Lenbachhaus, das Haus der Kunst, die Münchner Stadtbibliothek/Monacensia, die Technische Universität München und viele weitere Orte.

Am Münchner Rathaus wurden auch die Flaggen der amerikanischen Nationalfarben, der Landeshauptstadt München und des Freistaats Bayern aufgehängt. Die fahnergeschmückte Stadt bot ein eindrucksvolles Bild der Erinnerung. Der Münchner Fotograf Rainer Butzmann hat einige Fahnen für unsere GEDENKEN-Seiten fotografiert.

Neues Denkmal in Würzburg

Unter den Menschen der letzten größeren Deportation in die Konzentrationslager nach Auschwitz und Theresienstadt am 17. Juni 1943 war auch die Würzburger Jüdin Johanna Stahl. Die Journalistin, Volkswirtin und Frauenrechtlerin engagierte sich nach ihrem Studium in der Würzburger Jüdischen Gemeinde insbesondere für die Belange der Frauen. Bis zu ihrer Entlassung 1933 hatte sie die Bayerische Frauenzeitung redigiert und als freie Autorin gearbeitet. Ursprünglich wollte sie nach Frankreich auswandern. Diesen Plan konnte sie nicht mehr realisieren.

Johanna Stahl teilte ihr Schicksal vor 77 Jahren mit 63 weiteren Juden, darunter auch drei Kinder, die vom Würzburger Hauptbahnhof, hier war das Zentrum der Deportationen aus Würzburg und Unterfranken, in Konzentrationslager deportiert und dort mit einer Ausnahme ermordet wurden.

An diese Menschen, die durch die Nationalsozialisten entrechtet, ihrer Identität und Heimat beraubt und schließlich ermordet wurden, erinnert seit Juni eine neue von der Stadt Würzburg und dem Verein „DenkOrt Deportationen e.V.“ eingeweihte Gedenkstätte. Das DenkOrt-Projekt geht auf bürgerschaftliches Engagement zurück und wurde vor allem durch die Initiative von Benita Stolz, der Vorsitzenden des Vereins „DenkOrt Deportationen“ angestoßen.

Der Hauptbahnhof ... war Schauplatz von zwei Deportationen ... am 17. Juni 1943. Hier, wo sich täglich viele Menschen aus freien Stücken auf die Reise machen, ist der richtige Ort, an die Menschen zu erinnern, für die es keine Rückkehr mehr gab.

Oberbürgermeister Christian Schuchardt

Das Porträt von Johanna Stahl und die Fotografien 21 weiterer Deportierten des Transports vom 17. Juni begleiteten die Eröffnungsveranstaltung des „DenkOrts Deportationen 1941–1944“ am Würzburger Hauptbahnhof. Die auf den Fototafeln abgebildeten Menschen standen stellvertretend für die insgesamt 2.069 Unterfranken, die zwischen 1941 und 1944 in sieben Deportationszügen und zwei Einzeltransporten in die osteuropäischen Durchgangs- und Vernichtungslager verschleppt worden waren. Nur 63 von ihnen überlebten.

„Ihre Gesichter zeigen uns“, sagte die Historikerin Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Ge-

schichte und Kultur in Unterfranken, „dass es an einem Ort wie diesem immer und im Kern um Menschen geht, die so selbstverständlich wie wir in dieser Stadt und in dieser Region lebten“.

Das neue Denkmal am Hauptbahnhof fügt sich in die seit 2010 entstandenen Erinnerungszeichen und -orte entlang der authentischen Deportationsstrecken in der Stadt ein. 47 künstlerisch gestaltete Koffer, Rucksäcke und Deckenrollen sind es, die auf aneinandergereihten Beton-Quadern stehen und das neue Denkmal bilden. Vier Stelen informieren und illustrieren das historische Geschehen mit Fotos aus dem Würzburger Deportations-Album.

Ich möchte an dieser Stelle ... meinen Dank aussprechen an Benita Stolz und den Arbeitskreis Stolpersteine für ihr Engagement! ... Auch die entscheidenden Impulse für diesen DenkOrt kamen von ihr.

Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster

Die Grundidee zur Gestaltung des Denkmals basiert auf historischem Fotomaterial, das abgelegtes Gepäck am Deportationsbahnhof zeigt. „Jedes aus Holz, Metall, Stein oder Keramik gefertigte Gepäckstück des Denkmals repräsentiert eine der 109 unterfränkischen Orte, in denen 1932/33 eine jüdische Kultusgemeinde existierte“, erklärt Würzburgs Oberbürgermeister Christian Schuchardt in seiner Rede.

Jeweils zwei Gepäckstücke stellen die beteiligten Orte her. Eines wird Teil des zentralen DenkOrts in Würzburg und das zweite wird in der beteiligten Kommune aufgestellt, wo es einen eigenen kleinen DenkOrt bildet. Seit Sommer 2018 haben einzelne beteiligte Kommunen ihre lokalen Denkmäler eingeweiht, beginnend mit Kitzingen.

Auch in Schwanfeld erinnert seit Mai dieses Jahres ein aus Sandstein gefertigter Rucksack an die 1933 im Ort lebenden und später deportierten Juden und Jüdinnen. Im Beisein von dem in Schwanfeld aufgewachsenen Odet Baumann von der Jüdischen Gemeinde Würzburg, Schwanfelds Bürgermeisterin Lisa Krein und Benita Stolz vom Verein „DenkOrt Deportationen“ wurde der DenkOrt in Schwanfeld eingeweiht.

Oberbürgermeister Schuchardt wies in seiner Rede in Würzburg auf den besonderen Ansatz des Denkmals hin, das nicht statisch sei, sondern durch die Beteiligung der Kommunen kontinuierlich weiter wachsen werde. „Die zentrale Gedenkstätte

für die deportierten und ermordeten unterfränkischen Juden hier am Würzburger Hauptbahnhof ist zugleich der zentrale Knotenpunkt eines Netzes von Gedenkstätten, das ganz Unterfranken überspannt“, ergänzte er.

Auf den besonderen Standort der Gedenkstätte am Würzburger Hauptbahnhof verwies Dr. Ludwig Spaenle, der Antisemitismusbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung. Die Reichsbahn habe als staatlich kontrolliertes Verkehrsmittel eine zentrale Rolle bei den Deportationen gespielt, indem sie diese „gerade in Kriegzeiten möglichst unauffällig und geräuschlos“ ermöglichte. Laut Spaenle bewiese das neue Mahnmal, dass Staat und Gesellschaft in Deutschland Solidarität mit Juden zeigten und dass sich die Gesellschaft in Prävention und Bildung gegen Antisemitismus engagiere. Er hoffe darauf, dass das Denkmal eine „Kultur des Hinschauens“ fördere, damit Juden angst- und sorgenfrei in Bayern und Deutschland leben können.

Erwin Dotzel, Präsident des Unterfränkischen Bezirkstags, beschrieb die Wirkung des Denkmals mit deutlichen Worten: „Die Szenerie sagt uns: Die Eigentümer dieser Gepäckstücke, die von Nazi-Scheren aus ihren Wohnungen und Häusern getrieben wurden, die entrechtet, schikaniert und schließlich brutal ermordet wurden, diese Menschen kehren niemals wieder.“ Dotzel forderte dazu auf, sich zu erinnern, damit sich das Furchtbare der Nazi-Diktatur nie mehr wiederhole.



Der Würzburger Oberbürgermeister Christian Schuchardt.

Foto: JSZ

Auf der Homepage des DenkOrts lassen sich nicht nur Informationen zum Denkmal, sondern auch Biografien zu allen aus Unterfranken Deportierten sowie den jüdischen Gemeinden finden. Sie sind für den Gebrauch direkt am Denkmal gedacht.

Die Eröffnung des Denkmals wurde von der Presse, auch außerhalb Frankens, stark beachtet. Seitdem lassen sich am Denkmal täglich viele Reisende, Passan-

ten und Interessierte beobachten, die sich die Gepäckstücke genau ansehen, die Texte der Informationsstelen lesen und die QR-Codes nutzen. Dies ist ein entschieden positives Zeichen für das Denkmal und seine Intention, im öffentlichen Raum an die aus Unterfranken deportierten Jüdinnen und Juden zu erinnern.

Nathalie Jäger, Johanna-Stahl-Zentrum

www.denkort-deportationen.de



Von links: Bürgermeister Martin Heilig, Bayerischer Antisemitismusbeauftragter Dr. Ludwig Spaenle, Kulturreferent Achim Könneke, MdL und Stadtrat Patrick Friedl, Dr. Rotraud Ries, Leiterin Johanna-Stahl-Zentrum, Dr. Josef Schuster, Präsident Zentralrat der Juden, Oberbürgermeister Christian Schuchardt, Erwin Dotzel, Präsident Bezirkstag Unterfranken, Architekt Matthias Braun und Bürgermeisterin Judith Jörg.

Foto: Claudia Lother

Der DenkOrt ist einzigartig

Rede von ZR-Präsident Dr. Josef Schuster, DenkOrt Würzburg

2020 wurden und werden anlässlich des 75. Jahrestags des Kriegsendes an vielen Orten Gedenkstätten und Mahnmale eingeweiht oder renoviert. Viele Festakte konnten wegen der Corona-Pandemie allerdings nur in ganz kleinem Kreis oder digital stattfinden. Auch die Einweihung des DenkOrtes musste aus diesem Grund verschoben werden. Ich bin sehr froh, dass wir jetzt tatsächlich zusammenkommen können, um das Mahnmal ganz real, also sozusagen live und in Farbe, einzuwählen.

Noch glücklicher bin ich allerdings darüber, dass es in Würzburg nicht 75 Jahre gedauert hat, bis überhaupt Mahnmale und Gedenkorte errichtet wurden. Mit dem Gedenkweg, dem Mahnmal für die zerstörte Synagoge und dem Mahnmal Platzscher Garten haben wir bereits seit vielen Jahren würdige Orte, um an den Holocaust zu erinnern. Hinzukommen die vielen Stolpersteine. In Würzburg sind wir es schon gewöhnt, um nicht zu sagen, sind verwöhnt, dass die Verlegungen immer in einem schönen Rahmen stattfinden und Widerhall in unseren Medien haben.

Ein Blick in andere Kommunen zeigt jedoch, dass das nicht selbstverständlich ist. Und daher möchte ich an dieser Stelle noch einmal und ganz bewusst meinen Dank aussprechen an Benita Stolz und den Arbeitskreis Stolpersteine für Ihr Engagement!

Ihre Erfahrungen mit einer dezentralen Form des Erinnerns haben Sie auch in die Planungen zum DenkOrt eingebracht. Und ich muss sagen: Hier ist etwas sehr Gutes entstanden. Daher möchte ich mich auch ganz ausdrücklich beim Architekten Matthias Braun sowie bei der Stadt Würzburg für die gute Zusammenarbeit bedanken!

Der DenkOrt Deportationen ist in zweifacher Hinsicht einzigartig: Einerseits, weil vor der Shoa in Mainfranken eine der höchsten Dichten jüdischer Gemeinden deutschlandweit bestand. Der Erinnerungsort erinnert mit der Verteilung auf so viele Kommunen sinnbildlich an die Auslöschung dieses einzigartigen fränkischen Landjudentums.

Andererseits, weil dieses Denkmal in Deutschland seinesgleichen sucht: Zum einen in der Form: Sowohl am zentralen Erinnerungsort am Würzburger Hauptbahnhof als auch in den lokalen Gemeinden entstehen Kunstwerke, nämlich die symbolischen Gepäckstücke, die miteinander in Beziehung stehen.

Zum anderen, weil an diesem Mahnmal sehr viele beteiligt waren. Nicht nur mehrere Künstler, sondern auch junge Menschen in den Berufsfachschulen und viele weitere Schülerinnen und Schüler. Damit symbolisiert der DenkOrt Deportationen sehr gut, was der Holocaust war – ein dezentrales Ereignis. Allein, wenn wir auf unsere Region schauen, wird das

sichtbar. Es gab zig Orte, an denen Juden lebten und wo sie ab 1933 verfolgt und entrechtet wurden. Es waren zig Orte, in die sie verschleppt wurden und wo sie ermordet wurden. Es gab zig Menschen, die die Deportationen damals beobachteten. Und es waren zig Menschen, die an der Vernichtung der Juden beteiligt waren. Diese Erkenntnis gilt für unsere Region, für Deutschland und für ganz Europa, bis weit in die damalige Sowjetunion hinein.

Es ist eine Erkenntnis, die heutzutage gerne verdrängt wird. Viel lieber stellen sich die Menschen eine kleine Nazi-Clique vor, die die Verbrechen beging. Eine Beziehung zu den eigenen Vorfahren stellen sie nicht mehr her. Gedenkstättenleiter berichten, dass das Wissen von Schülern über die Shoa oft erschreckend gering sei. So dächten viele Schüler, in Auschwitz seien ausschließlich deutsche Juden umgebracht worden. In einer Forsa-Umfrage von 2017 zeigte sich, dass fast die Hälfte der befragten 14- bis 16-Jährigen den Begriff Auschwitz nicht einordnen konnten.

Dieses Wegsehen, anstatt sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, das gilt nicht für die hier Versammelten. Sie, die an der Entstehung des DenkOrtes beteiligt waren oder heute an der Einweihung teilnehmen, sie stehen hier in Verantwortung vor der Geschichte. Und gerade angesichts des schwindenden Wissens über den Holocaust ist es mir so wichtig, dass junge Menschen in dieses Projekt einbezogen wurden.

Denn dies ist die bleibende Verpflichtung und Aufgabe nach der Shoa: Die Erinnerung wachzuhalten und an die nächsten Generationen weiterzugeben. Es geht darum zu erklären, was geschehen konnte. Vor allem aber: Wie es dazu kommen konnte. Wenn das jede Generation wieder neu verinnerlicht, ist sie gewappnet für die neuen Gefahren, die immer wieder drohen. Gefahren für Minderheiten, Gefahren für die Demokratie.

Die Weitergabe der Erinnerung, des Wissens über den Holocaust, schulden wir daher regelrecht unserer Demokratie. Wir schulden es den kommenden Generationen. Wir Juden sehen dies gar als unsere persönliche Verpflichtung: Wir schulden es unseren ermordeten Großeltern, unseren Verwandten, die nicht zurückgekommen sind. Von denen nur ein Gepäckstück am Wegesrand zurückblieb.



Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster.

Foto: JSZ

Der DenkOrt

Aufgrund seiner Konzeption und Formensprache knüpft das emotional wirkende Denkmal bereits an die ersten Schritte des Arbeitskreises „Wir wollen uns erinnern“ und den sich daraus gegründeten Verein „DenkOrt Deportationen“ an. Die eigentliche Leistung dieser Form der Erinnerungskultur ist, eine Formensprache und einen Weg gefunden zu haben, den Entrechteten und Entpersonalisierten wieder ihre Identitäten zurückzugeben. 22 Fototafeln von Unterfranken, die ihr Leben auf diese unvorstellbare Weise verloren haben, nahmen an der Einweihung des DenkOrtes teil.

**Mein herzlicher Dank
gilt dem Architekten Matthias Braun,
dem Verein „DenkOrt“ und hier namentlich
Frau Benita Stolz und Frau Christine
Hofstetter, dem Johanna-Stahl-Zentrum,
den Heimatpflegern der Landkreise,
Prof. Reder für die beteiligten Institutionen,
sowie den Gemeinden, die sich mit Gepäck-
stücken oder finanziell beteiligen.**

Oberbürgermeister Christian Schuchardt

Die Grundidee für das 25 auf 8,50 m große Denkmal basiert auf einer Fotografie: Hauptmotiv sind die Gepäckstücke, die die Menschen links und rechts auf ihrem Weg zu den Zügen zurücklassen. Auf dem historischen Basaltpflaster der Aumühle

tragen Podeste verschiedener Größe ein Kofferband in 22 Metern Länge, die Gepäckstücke sind den damaligen echten Koffern, Rucksäcken und Rollen nicht nur nachempfunden. Sie sind abgenutzt, gerissen und einfach gebraucht und sind allein schon aufgrund dieser Darstellung emotional besetzt. Sie könnten jedem gehören. Vier Informationsstelen und drei Sitzbänke fordern dazu auf, uns hier nicht nur zu erinnern und zu gedenken, sondern auch zu hinterfragen und zu spüren.

Sternförmig wird der DenkOrt die Geschehnisse wieder in die Wohnorte der Menschen zurückspiegeln, die aus ganz Unterfranken nach Würzburg zusammengetrieben wurden. Für den DenkOrt Deportationen werden die Gepäckstücke, ob nun Koffer, Rucksack oder Deckenbündel, stets im Doppel hergestellt. Auch das Material erinnert bisweilen an die Menschen, es finden sich Gepäckstücke aus dem Holz jüdischer Wohnhäuser.

Das jeweils zweite, identische Gepäckstück steht in den ehemaligen Wohnorten der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger, in 47 Gemeinden von Adelsberg bis Willmars. In Würzburg findet sich noch ein zweiter DenkOrt, da der Stadtteil Heidingsfeld vor 1945 noch eine eigenständige Gemeinde mit jüdischer Bevölkerung war. Schulklassen waren in die Herstel-

lung der Gepäck-Skulpturen eingebunden. Stelen vor Ort informieren über die Ereignisse und die Menschen, QR-Codes bieten schnellen Zugang zu weiteren Informationen.

Es endet hier aber nicht: Das Johanna-Stahl-Zentrum hat einen DenkOrt 2.0 geschaffen. Online finden sich viele Informationen zu den Deportationstransporten aus Unterfranken, zur Konzeption des Denkmals wie auch zu den damaligen jüdischen Gemeinden und Wohnorten.

Intensiv an der Planung für das Denkmal beteiligt waren der Verein „DenkOrt Deportationen e.V.“ und eine Vorbereitungsgruppe um Dr. Josef Schuster als Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde und Oberbürgermeister Christian Schuchardt. Das Johanna-Stahl-Zentrum sorgte für die historischen Hintergrundinformationen und biografische Angaben zu den Deportierten. Begleitet wurden die Planungen vom Kulturreferenten Achim Könneke, dem Kulturamt und dem Gartenamt der Stadt Würzburg, das unter der Leitung von Dr. Helge Grob die Neugestaltung des Bahnhofsvorplatzes mit Erweiterung des Ringparks und überzeugender Integration des DenkOrtes erstellte.

PM Claudia Lother



Ganz links: Dr. Rotraud Ries mit dem Foto von Johanna Stahl.

Foto: Stadt Würzburg/Claudia Lother



Der Verein

Der Verein „DenkOrt Deportationen“ will das neue Denkmal in Zukunft auch pädagogisch betreuen. „Im Mittelpunkt unserer Arbeit steht derzeit die Ausbildung einer Gruppe von Ehrenamtlichen, die bereit sind, Führungen am DenkOrt zu machen“, teilt der Verein in einer Pressemitteilung mit. Diese Initiative hätte großes Interesse geweckt. „Mehr als 20 Personen haben sich bereits gemeldet und möchten in einen intensiven und pädagogischen Austausch mit den Schülern treten.“

Die NS-Zeit steht auf den Lehrplänen der neunten Klassen. Am DenkOrt soll diese Zeit auf vielfältige Weise vermittelt werden, um Gefahren in Gegenwart und Zukunft zu erkennen und zu vermeiden. Angesprochen werden Schulen in ganz Unterfranken.

Man sei auch sehr zuversichtlich, schreibt der Verein, „dass beim nächsten Anlass am 17. Juni 2021 wieder sehr viele neue Gepäckstücke auf die Podeste montiert werden können. Bereits jetzt gibt es schon zehn weitere Zusagen.“ bere.

Ein langer Weg

Rede von Benita Stolz, Verein DenkOrt Deportationen

Wir haben einen langen Weg hinter uns, und ein langer Weg liegt noch vor uns. Wir? Das war eine kleine Gruppe, 5–6 Leute, sie nannte sich „Wir wollen uns erinnern“, die im Jahr 2011 zusammen mit 3.000 Personen aus ganz Unterfranken den Weg der Erinnerung ging, vom Platzschen Garten (einer der zwei Sammelorte der jüdischen Unterfranken) zum Güterbahnhof Aumühle. Dort wurden 852 Tafeln in die damals noch vorhandenen Gleisbetten niedergelegt. Auf den Tafeln standen die Namen der jüdischen Unterfranken, die bei der dritten Deportation die Waggons besteigen mussten; niemand kam zurück, alle wurden ermordet. Schauen Sie sich das Bild auf dem Banner an. Junge Menschen hielten das Banner, machten den Anfang von diesem traurigen Zug. Viele von Ihnen, die jetzt aus ganz Unterfranken zuschauen, liefen damals diesen Weg mit uns und trugen die Namensschilder ihrer ermordeten früheren Nachbarn. Und etliche von Ihnen haben sich dafür eingesetzt, dass heute, hier am Hauptbahnhof, auf einem der Podeste, ein Gepäckstück aus Ihrer Gemeinde liegt.

Bereits seit 2015 setzte sich unsere kleine Gruppe dafür ein, dass in der Aumühle ein DenkOrt geschaffen wird, als Abschluss des angelegten (Schwellen-) Erinnerungsweges: Denn von der Aumühle

gingen die meisten der sechs großen unterfränkischen Deportationen aus. Sieben Orte haben wir in der Aumühle ausfindig gemacht. Die alten Gleisbetten waren mittlerweile überbaut, somit mussten wir in der Nähe eine möglichst authentische Stelle suchen.

Ergebnislos. Wir wichen aus auf den Ringpark. Dort suchten wir passende Plätze, die sich in den Erinnerungsweg

hätten einbauen lassen. Immer wieder passte der Architekt, Matthias Braun, seine Pläne der Umgebung und den Vorstellungen der Gruppe an. Und heute stehen wir vor der Verwirklichung dieser Pläne. Herr Braun hat die Herausforderung, ein wirklich soziales Denkmal zu konzipieren, professionell bewältigt.

Wer lässt sich denn ununterbrochen in sein Werk hineinreden von sieben Personen, so groß ist die Gruppe mittlerweile? Eine Meisterleistung: in dieser dienenden Form dennoch eine ansprechende, schöpferische Leistung mit eigener Handschrift zu erstellen. Nicht nur Herr Braun begleitete uns fünf Jahre lang, auch der sogenannte Große Kreis:

Von ihm wurden wir unterstützt und getragen: von Heimatpfleger*innen aus möglichst allen Ecken Unterfrankens, dem Bezirksjugendring, dem Bündnis für Demokratie und Zivilcourage, von Vertreter*innen verschiedenster städtischer Fachbereiche, der Regierung und dem Bezirk von Unterfranken, und ganz vorn von Oberbürgermeister Schuchardt und dem Chef des Zentralrates der Juden Deutschlands, Dr. Josef Schuster.

Fast all diese Personen sind heute hier versammelt. Bei ihnen möchte ich mich im Namen unserer Gruppe, mittlerweile sind wir der Verein DenkOrt-Deportationen, von ganzem Herzen bedanken.



Benita Stolz

Foto: Denkort Deportationen Oliver Mack



Denn nur mithilfe dieses Kreises gelang es, endlich einen passenden Platz für den DenkOrt zu finden. Ich erinnere an den 23. Oktober 2018: Vor einem Jahr und knapp acht Monaten saßen wir mal wieder im Rathaus in großer Runde zusammen, müde vom langen Suchen, kein Platz in Aussicht; plötzlich steht der Vorschlag im Raum. Warum gehen wir eigentlich nicht an den Hauptbahnhof? Von dort ging auch eine Deportation aus. Pause. Zuspruch in allen Gesichtern. Dieser Tag war der große Durchbruch. Endlich konnte es weitergehen. Ich war hier oft auf der Baustelle; alle Beschäftigten der Stadt wollten ihr Bestes geben, waren engagiert bei der Sache, es handelte sich mitnichten um eine simple Baustelle, sondern um etwas ganz anderes, Neues. Es war eine besondere Atmosphäre, geprägt von großer Freundlichkeit, Mitdenken und Mitfühlen. Dank an alle Beschäftigten dieser Baustelle!

Der DenkOrt kann sich sehen lassen und wird gesehen von vielen Menschen. Er steht nicht schamhaft weggerückt im schützenden Grün des Ringparks, sondern offensichtlich und begehbar für Tausende von Menschen, die täglich am Bahnhof sind. Ein Entschluss, zu dem auch Mut gehörte. Gespräche mit den Streetworkern und den Menschen von der Bahnhofsszene, den Taxifahrern, stimmten uns zuversichtlich für einen würdigen Umgang mit diesem DenkOrt.

Wir haben noch einen langen Weg vor uns.

Dem DenkOrt zugrunde liegt das Konzept, dass möglichst viele Menschen aus ganz Unterfranken daran mitarbeiten, mitdenken, mitfinanzieren, mitbeschließen: Jeder Fertigung eines Gepäckstückes geht ein Gemeinderatsbeschluss voraus. Das betrifft 109 Gemeinden, also 109 Gemeinderatsbeschlüsse. Auch die übrigen Gemeinden, die kein Gepäckstück anfertigen, weil es dort keine Jüdische Gemeinde in der NS-Zeit gab, 200 an der Zahl, sollen per Gemeinderatsbeschluss eine finanzielle Beteiligung beschließen. Das muss thematisiert werden, und das ist gewollt.

Zu diesem Gemeinschaftswerk passt auch, dass eine IT-Klasse der Klara-Oppenheim-Schule unter Leitung von Herrn Zobel, die Zusammenarbeit mit ihm ist so einfühlsam-wohlwollend, die Homepage DenkOrt-Deportationen professionell gestaltete. Studierende der Fachhochschule werden noch ein Semester lang nach unseren Vorgaben auf den Infotafeln historische oder aktuelle Einblendungen erarbeiten, eine „augmented reality“, herzlichen Dank.

Wir sind mit allen Gemeinden Unterfrankens in Kontakt, helfen und beraten und informieren regelmäßig. Diese Kommunikation bereitet Freude. „Warum dürfen wir kein Gepäckstück herstellen? Bei uns wohnten Juden, die deportiert wurden,

auch wenn es in unserer Gemeinde keine Betstube, keine Synagoge gab?“, so der leise Protest einer Gemeinde. Da sind wir keine Prinzipienreiter; dieses Engagement verdient Bestätigung in Form eines zusätzlichen Gepäckstückes auf den Sockeln des DenkOrtes.

Solche Begegnungen machen Mut. Genau so wie die Begegnung mit einer Frauengruppe: Sie schaffte es, einen abschlägigen Gemeinderatsbeschluss rückgängig zu machen. Ergebnis: hier steht ein wunderschönes Gepäckstück aus dieser Gemeinde. Heute stehen hier 47 (Kunst)Werke, die alle ihre eigene Geschichte haben, zum Beispiel zwei Keramikboxen, das Ergebnis von Klassengesprächen einer Abiklasse und der Zusammenarbeit mit Künstler*innen, oder Gepäckstücke aus den Steinen, die in der Heimat der Juden und Jüdinnen abgebaut wurden, Buntsandstein oder Muschelkalk, oder ein Holzbalken-Koffer aus den Balken eines jüdischen Hauses.

Zwanzig weitere Zusagen gibt es bereits für die zweite Eröffnung, zu der alle Bürgermeister eingeladen werden. Und manche Gemeinde wird diesmal animiert, sich auch am DenkOrt zu beteiligen. Wer weiß, wann das letzte Gepäckstück gebracht wird, wie lang der Weg bis zum letzten Gepäckstück ist. Niemand soll sich genötigt fühlen. Das ist nicht der Sinn des DenkOrtes: Überzeugen wollen wir, nicht nötigen. Und dafür nehmen wir uns ganz viel Zeit.

Gemeinsames Gedenken in Auschwitz

In einem gemeinsamen Gedenkakt und mit Kranzniederlegungen haben Spitzenvertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), des Zentralrats der Juden in Deutschland sowie des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma im August an die Shoa und den Völkermord an Sinti und Roma erinnert. An der Gedenkfeier anlässlich des vom Europäischen Holocaust-Gedenktages für Sinti und Roma im ehemaligen Vernichtungslager Birkenau sowie einer Begehung des Stammlagers Auschwitz nahmen neben dem Vorsitzenden des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, und dem Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, auch die Präses der Synode der EKD, Irmgard Schwaetzer, und der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, teil.

„Der Holocaust an den Sinti und Roma wie an den Juden, die Massenmorde der Nazis in Europa, waren ein Zivilisationsbruch, der uns verpflichtet, heute gegen jede Form von Rassismus und Nationalismus unsere Stimme zu erheben“, sagte der Vorsitzende des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, bei der Gedenkfeier. „Auschwitz ist das Gewissen der Wertegemeinschaft demokratischer Staaten. Wir alle dürfen nicht länger verschweigen, verharmlosen oder wegschauen, wenn Antiziganismus und Antisemitismus sich kundtun und wenn Nationalisten und rechte Organisationen unsere demokratischen Werte und den

Rechtsstaat beseitigen wollen“, so Rose. „Auschwitz steht wie kein anderer Ort für die Shoa und damit für die Ermordung der Juden sowie der Sinti und Roma durch die Nationalsozialisten“, erinnerte der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster. „Als Juden sind wir der Gemeinschaft der Sinti und Roma zutiefst verbunden. Am heutigen Internationalen Gedenktag erinnern wir an die Sinti und Roma, deren Leben von den Nationalsozialisten grausam ausgelöscht wurden. Unter die Erinnerung darf kein Schlussstrich gezogen werden, das schulden wir den Opfern. Es ist Auftrag und Pflicht der gesamten Gesellschaft, Antisemitismus und Antiziganismus in jeglicher Form zu bekämpfen. Gleichzeitig müssen wir gemeinsam einstehen für unsere Demokratie, die nie wieder in die Nähe einer menschenverachtenden Politik rücken darf“, so Schuster.

Die Delegationsteilnehmer der EKD unterstrichen die bleibende Verpflichtung, jeglicher Form der Menschenverachtung entschieden entgegenzutreten. „Der Besuch in Auschwitz als dem Ort eines beispiellosen Menschheitsverbrechens hinterlässt Fassungslosigkeit. Es wird nie zu begreifen sein, wie Menschen anderen Menschen so etwas antun können“, sagte Bedford-Strohm. Umso wichtiger sei es, die Wurzeln von Antisemitismus und Antiziganismus, die zu der Ermordung von Juden und Sinti und Roma in Auschwitz geführt haben, zu ergründen. „Auch der jahrhundertealte christliche Antijudaismus – so müssen wir Christen voller

Scham feststellen – hat den mörderischen Antisemitismus gefördert. Das gemeinsame Gedenken heute hier ist für mich deswegen ein sehr berührendes Zeichen. Es bedeutet für mich die Verpflichtung, immer beherzt für die Überwindung aller Formen von Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung zu kämpfen und aktiv für Menschenwürde und Humanität einzutreten“, so der EKD-Ratsvorsitzende.

„Dieser Besuch wird mein Leben prägen – die Trauer um die Menschen, die hier gequält und ermordet wurden, die Trauer um all die ungelebten Leben“, sagte die Präses der Synode der EKD, Irmgard Schwaetzer. „Angesichts der gesellschaftlichen Situation in Deutschland, in der Antisemitismus bis in die Mitte der Gesellschaft offen zutage tritt, ist es unsere Verantwortung als Christen, als Menschen die Erinnerung an die Shoa wachzuhalten, Antisemitismus in jeder Form entgegenzutreten. Für diese riesige Aufgabe sind Orte des Gedenkens wie Auschwitz von herausragender Bedeutung. Auschwitz mahnt uns, alles für die Gestaltung einer menschenfreundlichen und respektvollen Gesellschaft in Europa und darüber hinaus zu tun.“

Am nächsten Tag setzten die EKD-Delegation und der Präsident des Zentralrats der Juden ihren Besuch mit einem Treffen mit dem Direktor der Gedenkstätte, Piotr Cywinski, sowie dem Direktor der Internationalen Jugendbegegnungsstätte, Leszek Szuster, fort.

bere.



Gemeinsames Gedenken in Auschwitz. Von links: Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster, der Vorsitzende des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, und die Präses der Synode der EKD, Irmgard Schwaetzer.

Foto: Zentralrat der Juden

Avraham Barkai (1921–2020)

Ein Nachruf von Monika Richarz

Das war wirklich kein typisches Gelehrtenleben. Es führte Avraham Barkai von Berlin in einen Kibbuz, den er selbst mit aufbaute. Hier hat er lebenslang gelebt und gearbeitet. Erst mit über fünfzig konnte er promovieren und wurde einer der bedeutendsten Historiker für die Geschichte der deutschen Juden.

Der kleine Avraham Becker wuchs auf in der Berliner Dragonerstraße. Seine Eltern gehörten zu den im „Scheunenviertel“ von Berlin lebenden armen Juden aus Polen und Russland. Sein Vater, gelernter Toraschreiber, konnte die Familie kaum ernähren, seine Mutter übernahm Näharbeiten.

Die Eltern erzogen den Sohn streng orthodox. Schon mit vier Jahren lernte er im Cheder Hebräisch lesen. Mit 14 Jahren schloss er 1935 seine Schulzeit am Realgymnasium der orthodoxen Gemeinde Adass Jisroel ab und besuchte eine Talmudschule in Frankfurt/Main.

Doch inzwischen hatte Avraham sich einer zionistischen Jugendgruppe angeschlossen und begann 1937 auf dem Hachschara Lehrgut Steckelsdorf in Brandenburg mit der landwirtschaftlichen Ausbildung. Anfang 1938 erteilte ihn dort ein Ausweisungsbefehl, da sein sowjetischer Pass nicht verlängert wurde. Außer der Reihe konnte er daraufhin mit noch nicht 17 Jahren nach Palästina aufbrechen. Beide Eltern blieben zurück und wurden später ermordet.

Avraham Barkai, wie er jetzt hieß, besuchte in Palästina die Landwirtschaftsschule Mikwe Jisrael. Hier vollzog er den endgültigen Bruch mit der Orthodoxie und schloss sich dem linkssozialistischen Haschomer Hatzair an, der eigene Kibbuzim errichtete. Das wurde entscheidend für sein Leben. In Mikwe Israel studierte er Obstbau und beim Haschomer Hatzair Marxismus. Nach zwei Jahren der Ausbildung wurde er vom Haschomer Hatzair vorbereitet auf die Errichtung eines Kibbuz im Norden des Landes. Barkai gehörte 1945 zu den Gründern des am Fuße der Golan Höhen gelegenen Kibbuz Lehavot Habashan. Hier hat er 75 Jahre lang als Landwirt und dann als Historiker gearbeitet, hier ist er im Februar 2020 auch gestorben.

Ständige Verteidigungsbereitschaft gehörte zum Alltag der Kibbuzmitglieder. Dennoch konnte der Kibbuz sich im Laufe der Zeit wirtschaftlich konsolidieren

durch Obstbau und Viehzucht, später auch durch eine erfolgreiche Fabrik für Feuerlöscher. Erstmals 1963 delegierte der Haschomer Hatzair einige Kibbuzniks zum Studium an die Universität, darunter auch Avraham Barkai. Er studierte zwei Jahre Geschichte und Volkswirtschaft, lebte aber weiter in Lehavot Habashan mit seiner Frau Shushke, Grundschullehrerin im Kibbuz, und den inzwischen drei Töchtern.

Erst 10 Jahre später konnte er mit Anfang 50 seine Studien fortsetzen und begann ein Promotionsstudium am Institut für deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv. Seine Dissertation „Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus“, zuerst 1977 auf Deutsch erschienen, irritierte anfangs die Fachwelt, weil Barkai die heute akzeptierte These vertrat, dass es ein eigenständiges NS-Wirtschaftssystem gegeben hatte. Das erfolgreiche Werk wurde auch ins Hebräische und Englische übersetzt. Für die Forschungen zu seiner Dissertation hatte Barkai erstmals und nur sehr zögernd nach 36 Jahren wieder deutschen Boden betreten.

Bald jedoch wurde er zu internationalen Konferenzen eingeladen und befreundete sich mit jüngeren Historikern der Bundesrepublik, von denen zahlreiche ihn gern zu Gesprächen im Kibbuz besuchten. In der Folge konzentrierten sich Barkais Studien zunehmend auf die deutsch-jüdische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft entstand sein stark statistisches Werk „Jüdische Minderheit und Industrialisierung“ (1988), das den sozia-

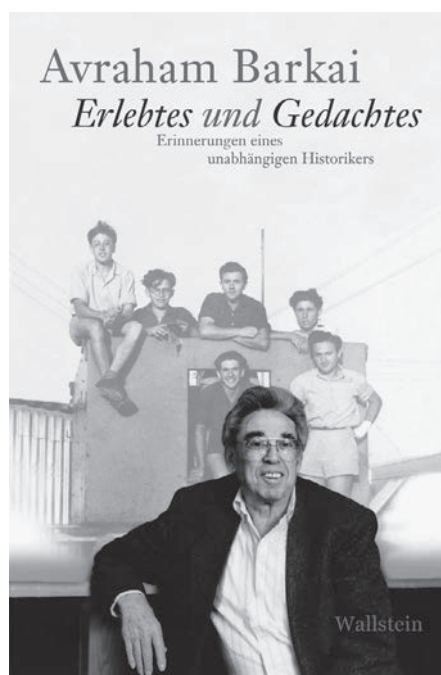
len Aufstieg der deutschen Juden 1850–1914 dokumentiert. Es folgte, sozusagen als Gegenstück, das viel benutzte Buch „Vom Boykott zur ‚Entjudung‘. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im 3. Reich 1933–1948“, ein Werk über die Ausplünderung der deutschen Juden und ihre Reaktionen darauf.

Mit dem 19. Jahrhundert beschäftigt sich Barkais Untersuchung der umfangreichen Auswanderung deutscher Juden in die USA (1994). Hierfür hatte er mehrere Monate im American Jewish Archive in Cincinnati gearbeitet und Vorträge in den USA gehalten. Angesichts seines bedeutenden wissenschaftlichen Werkes, immer durch originelle neue Thesen und Ergebnisse gekennzeichnet, wurde Barkai auch einer der Autoren der 1996/97 erschienen „Deutsch-jüdischen Geschichte in der Neuzeit“. Er verfasste einen großen Teil des vierten Bandes über die Zeit 1918–1945.

Barkais vielleicht wichtigstes Buch aber ist die Geschichte des CV, erschienen 2002 unter dem Titel „Wehr Dich! Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893–1938“. Es ist erstaunlich und bewundernswert, wie Barkai der größten Organisation des jüdischen Bürgertums gerecht wird. Sahen doch die Zionisten einst in den CV-Mitgliedern nur Assimilanten.

Sicherlich hängt seine objektive Haltung auch zusammen mit seiner zunehmend kritischen Einstellung zur politischen Entwicklung Israels, über die er in seinen Lebenserinnerungen (2011) sehr eindrucksvoll reflektiert. Wer sich für Avraham Barkais Denken und seine stolze Haltung als unabhängigen Historiker außerhalb der „Zunft“ interessiert, dem sind diese Erinnerungen unbedingt zu empfehlen. 2003 erhielt Avraham Barkai den Ehrendoktor der Freien Universität in Berlin, jener Stadt, aus der er flüchten musste. Seine Freunde und Kollegen trauern um einen großen Historiker und einen lebensfrohen warmherzigen Menschen.

Prof. Dr. Monika Richarz war als Historikerin von 1972 bis 1979 am Leo Baeck Institut in New York tätig, danach leitete sie viele Jahre die bedeutende Kölner Bibliothek Germania Judaica. Anschließend war Monika Richarz Direktorin des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg. Ihr dreibändiges Werk „Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte“ gehört zur Standardliteratur über deutsch-jüdische Geschichte. *ber.*



Würzburger Gemeinde-Jubiläen

Von Stefan W. Römmelt

2020 ist ein Jubeljahr für die Jüdische Gemeinde Würzburg: Vor 75 Jahren, am 10. Juli 1945, kamen 21 Überlebende des Konzentrationslagers Theresienstadt in Würzburg an und vor 50 Jahren, am 24. März 1970, wurde die neue Synagoge eingeweiht. Die Anfänge nach Kriegsende waren mühsam. Eine formale Neugründung der Gemeinde habe 1945 nicht stattgefunden. Das berichtet die Historikerin Rotraud Ries, Leiterin des „Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken“.

Schwierigkeiten gab es mit einer Organisation, die sich um die Restitution des jüdischen Besitzes kümmerte, der „Jewish Restitution Successor Organization“ (JRSO). „Man wollte nicht, dass es jüdisches Leben in Deutschland nach dem Holocaust gibt“, sagt Ries. An die Schwierigkeiten, mit denen sein Vater David Schuster zu kämpfen hatte, der von 1958 bis 1996 Vorsitzender der Würzburger Gemeinde war, erinnert sich Zentralratspräsident Josef Schuster: „Nach dem 2. Weltkrieg hat mein Vater mit Mühe und Not das Nutzungsrecht für das jüdische Altersheim erreicht. Das Verhältnis zur JRSO war sehr schwierig. Deren Ziel war die Auswanderung der Juden nach Israel oder in die USA.“

David Schusters Rolle

Ohne David Schuster gäbe es wohl in Würzburg keine Synagoge. Laut Josef Schuster gab es auch Widerstand gegen den von Schuster senior durchgesetzten Bau der Synagoge: „Mein Vater hat die Synagoge trotz fehlender Unterstützung durch den Zentralrat gebaut.“ Der Löwenanteil der Finanzierung sei von der Stadt Würzburg übernommen worden.

Der Dresdner Historiker Steffen Heidrich, der an einer Dissertation über die Jüdischen Gemeinden in Dresden und Würzburg von 1945 bis 2010 arbeitet, charakterisiert den Vater des Zentralratspräsidenten so: „David Schuster spielte eine ganz entscheidende Rolle bei der Entwicklung des jüdischen Lebens in Würzburg und Unterfranken.“

Schuster senior habe entscheidend dazu beigetragen, dass die jüdische Gemeinde in der Würzburger Stadtgesellschaft verankert sei. Maßgebliche Impulse seien von ihm auch bezüglich der Entwicklung

einer Erinnerungskultur für die ehemaligen jüdischen Gemeinschaften in Unterfranken und den interreligiösen Dialog in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ausgegangen. Schusters „Kommunikationstalent“ habe hier eine wichtige Rolle gespielt.

Laut Josef Schuster, der seit 1998 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde ist, bildete die Ankunft der jüdischen „Kontingentflüchtlinge“ aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion die wichtigste Zäsur in der Gemeindegeschichte: „Nach dem Fall der Mauer ist unsere Gemeinde, die nach der Shoa einen Höchststand von 250 Mitgliedern und 1990 200 Mitglieder hatte, deutlich gewachsen. Heute haben wir 900 Mitglieder.“ Auch die aus der Ukraine stammende Claudia Kupermann ist als „Kontingentflüchtling“ nach Würzburg gekommen. An Schuster senior erinnert sie sich gut: „Wir haben David Schuster sehr verehrt“, sagt Kupermann. Er sei sehr väterlich gewesen und habe sie von Anfang an in sein Herz geschlossen.

Shalom Europa

Gewachsen ist seit 1990 mit der Gemeinde auch der Platzbedarf. Sichtbarer Ausdruck des Aufschwungs: das 2006 eingeweihte Gemeinde- und Kulturzentrum „Shalom Europa“ in der Valentin-Becker-Straße. Am 23. Oktober 2006 sei die Einweihung mit drei Stunden sehr lang gewesen, erinnert sich Josef Schuster. Die Ansprache des 2010 verstorbenen Journalisten und „Welt am Sonntag“-Herausgebers Ernst Cramer hat ihn besonders beeindruckt: „Er ist nach dem 2. Weltkrieg als amerikanischer Offizier nach Würzburg gekommen und hat die Anfänge der jüdischen Gemeinde miterlebt.“

An vergangene Aktivitäten erinnert sich Kupermann: „Mit unserer Frauengruppe sind wir öfters in andere Gemeinden gefahren, zum Beispiel nach München und Aschaffenburg.“ In ihrer Malgruppe hätten manche ihr Talent entdeckt, die zuvor nie gemalt hätten und nur aus Neugier in die Gruppe gekommen seien.

Die Kontinuität der Würzburger Gemeinde über alle Brüche der Geschichte hinweg betont Alexander Shif, der für die Jugend- und Familienarbeit verantwortlich ist: „Wir bewahren die Tradition der fränkischen Gemeinden im Sinne der

Orthodoxie und sind offen für alle möglichen Richtungen.“ In der Gemeinde habe jeder seinen Platz.

Dort sollen Kinder und Jugendliche „richtige Freundschaften“ schließen können. Ein wichtiges Element, um die junge Generation zu aktivieren, sei die Projektarbeit.

Jewrovision

Shif berichtet begeistert vom Kunstprojekt „JÜKA“, der „Jüdischen Kunstakademie“, und der erfolgreichen Teilnahme an der „Jewrovision“, dem größten Musik- und Tanzwettbewerb jüdischer Jugendzentren in Deutschland. „2019 haben wir den 3. Platz in Deutschland belegt. Das war ein großer Erfolg für den Bayerischen Landesverband“, erinnert sich der Jugendleiter. Ohne Kooperation mit anderen Gemeinden sei dieser Erfolg nicht möglich gewesen. Deswegen legt Shif großen Wert auf die Treffen mit anderen kleinen jüdischen Gemeinden, die seit 2019 regelmäßig stattfinden.

Positiv beurteilt Josef Schuster das Verhältnis der Jüdischen Gemeinde zur Stadt Würzburg: „Dank der Unterstützung durch die Stadtspitze und bürgerschaftliche Initiativen hat sich die Erinnerungskultur in der Stadt Würzburg in den letzten 15 Jahren positiv entwickelt.“ Beispielsweise wurde in diesem Sommer, am 17. Juni, auf dem Würzburger Bahnhofsvorplatz der „DenkOrt Deportationen 1941–1944“ eröffnet. Das Denkmal erinnert an die Deportation von über 2000 unterfränkischen Jüdinnen und Juden (siehe dazu auch unseren Beitrag auf Seite 30).

Vor der Zukunft ist Schuster, auch wenn Würzburg nicht die Insel der Seligen sei und auf Bundesebene judenfeindliche und antisemitische Tendenzen festzustellen seien, nicht bange: „Die Perspektiven für die Weiterentwicklung der Jüdischen Gemeinde in Würzburg sehe ich absolut positiv“, sagt der Zentralratspräsident.

Dieser Artikel erschien zuerst am 16. Juli 2020 in der JÜDISCHEN ALLGEMEINE. Wir drucken mit freundlicher Genehmigung eine veränderte Version nach.

Gegen Antisemitismus

Seit Mai 2018 ist Dr. Ludwig Spaenle der Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus. Angetreten habe er diese Aufgabe, „weil ich überzeugt bin, dass Jüdinnen und Juden historisch und aktuell zum Kern unserer christlich-jüdisch-abendländischen Gesellschaft gehören und diese aktiv mitentwickelt haben.“

In diesem Amt sei er „ein Lobbyist im positiven Sinne, ein Türöffner“, der sich die Anliegen und Interessen der Menschen jüdischen Glaubens zu eigen mache und diese auf staatlicher Ebene wie auch in die Gesellschaft einbringe.

Entsprechend vielfältig gestaltet sich sein Alltag, selbst während der Corona-Krise, und entsprechend vielfältig fällt auch sein Rückblick auf die Arbeit in gut zwei Jahren aus.

Wir müssen Antisemitismus bekämpfen

„Im Ringen um ein selbstverständliches Miteinander von Juden und Nichtjuden in

unserer Gesellschaft und im Kampf gegen den Antisemitismus“ sieht Dr. Spaenle drei zentrale Handlungsfelder: „die Solidarität mit Jüdinnen und Juden, die Prävention und Bildung, um nachhaltig Erfolge gegen Antisemitismus zu erreichen, und die Repression von antisemitischen Straftätern.“

Der Beauftragte besucht seit zwei Jahren die jüdischen Gemeinden in Bayern und führt den Dialog mit ihren Vertretern. Auch im Diskurs mit Vertretern der Staatsregierung und des Landtags, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Organisationen, spricht er über aktuelle Entwicklungen und über Anliegen der Gemeinden. Dazu gehört auch die Frage des Umgangs mit antisemitischen Darstellungen, zum Beispiel mit der sog. „Judensau“ an historischen Gebäuden. Hierfür hat er einen lösungsorientierten Dialog zwischen Gebäudebesitzern, Denkmalpflege und israelischen Kultusgemeinden initiiert.

Prävention und Bildung

Über 70 Einrichtungen und Organisationen, darunter auch die Bayerische Staatsregierung, haben die Antisemitismusdefinition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) angenommen und sie zu einer Grundlage ihres Handelns erklärt. Dazu hat Dr. Spaenle im Vorfeld bei den verantwortlichen Gremien für dieses Anliegen geworben.

Im Bayerischen Landtag hat er kürzlich über seine Initiative zu „Bildung gegen Judenhass und Antisemitismus“ berichtet. Dabei stehen ganz konkrete Bildungsmaßnahmen für die schulische und außerschulische Bildung, die Weiterbildung sowie die Ausbildung im Öffentlichen Dienst im Mittelpunkt. Gemeinsam mit der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit wurde das Themenheft „Antisemitismus“ herausgegeben. Entsprechende Impulse wurden auch an das Kultusministerium weiter gegeben, z.B. mit Blick auf Inhalte des Lehrplans und auf die Ausbildung von Lehrkräften.

321

Auch das Sichtbarmachen von jüdischem Leben gestern und heute in Bayern ist ein wichtiger Beitrag gegen Judenhass. Bayern wird sich im kommenden Jubiläumsjahr an den Feierlichkeiten anlässlich 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland beteiligen. Ein Kölner Dokument aus dem Jahre 321 belegt erstmalig Juden im Gebiet des heutigen Deutsch-

lands. Geplant ist u.a. die Digitalisierung von Archivalien ehemaliger jüdischer Gemeinden in Bayern und die Inventarisierung und Instandsetzung jüdischer Friedhöfe. „Im Jahr 2021 werden wir bundesweit daran erinnern, dass nachweislich seit 1.700 Jahren Juden im Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland leben und die Gesellschaft mitgestaltet haben. Bayern wird hier aktiv dabei sein“, so Dr. Spaenle. Er unterstützt auch Initiativen, die sich für die Pflege und den Erhalt ehemaliger jüdischer Einrichtungen vor Ort einsetzen, z. B. in Hainsfahrt im Landkreis Donau-Ries oder in Mittwitz im Landkreis Kronach.

Benno Reicher

Antisemitismus melden

Die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Bayern (RIAS Bayern) wurde 2019 ins Leben gerufen, um antisemitische Vorfälle niederschwellig melden zu können und Betroffene von Antisemitismus in Bayern zu unterstützen. Sie ist derzeit beim Bayerischen Jugendring angesiedelt, wird vom Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales gefördert und arbeitet eng mit dem Bundesverband RIAS zusammen. Auf Grundlage der gemeldeten Fälle und eigener Recherche fasst RIAS Bayern regelmäßig bayernspezifische Berichte über Antisemitismus, betreibt Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit und trägt so zum Kampf gegen Antisemitismus bei.

Je nach Anliegen und Bedürfnis der Betroffenen oder der Personen, die antisemitische Vorfälle melden, vermittelt RIAS auch psychosoziale, juristische, Antidiskriminierungs- und Opferberatung. Die Mitarbeiter sind beim Umgang mit Behörden und Polizei behilflich.

Kontakt RIAS Bayern

Herzog-Heinrich-Straße 7
80336 München
Telefon 0162 2951 961
E-Mail: info@rias-bayern.de

www.rias-bayern.de
www.facebook.com/RIASBayern



Zu Rosch Haschana 5781 wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern ein glückliches und gesundes neues Jahr.

Jüdisches Leben ist ein selbstverständlicher Bestandteil unserer Gesellschaft, in Bayern und in Deutschland. Für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus werde ich mich auch im kommenden Jahr mit ganzer Kraft einsetzen.

SCHANA TOVA!

Ihr Dr. Ludwig Spaenle

Alte Münze Bayreuth

Für die Instandsetzung der Alten Münze in Bayreuth werden weitere Mittel aus dem Entschädigungsfonds bereitgestellt. Aufgrund von unvorhersehbaren Mehrkosten wurde eine Nachfinanzierung in Höhe von 500.000 Euro bewilligt. Das gab Kunstminister Bernd Sibler im August in München bekannt. Mithilfe dieses Zuschusses kann das Gebäude fertig saniert und zu einem jüdischen Gemeindezentrum umgebaut werden. „Die Sanierung denkmalgeschützter Objekte ist eine große Herausforderung, die mit vielen Unwägbarkeiten einhergeht. Eine solche ist bei der Alten Münze in Bayreuth aufgetreten. Natürlich lassen wir die Eigentümerin nicht im Stich und greifen der Israelitischen Kultusgemeinde Bayreuth mit weiteren 500.000 Euro aus dem Entschädigungsfonds unter die Arme. Damit tragen wir dazu bei, ein wertvolles Gebäude der Bayreuther Stadtgeschichte zu

erhalten und eine neue Heimat für die jüdische Gemeinde vor Ort zu schaffen“, betonte Staatsminister Sibler.

Aufgrund problematischer Baugrund-Verhältnisse, herrührend aus der parallelen Führung des Mühlkanals „Roter Main“ zum Baudenkmal, mussten bei der Sanierung der Alten Münze in Bayreuth weitere Sanierungsmaßnahmen ergriffen werden. Am Gebäude selbst hatten sich ursprünglich keine gravierenden Schäden abgezeichnet. Im Laufe des Sanierungsprozesses hat sich aber die dringende Notwendigkeit einer Verstärkung der Fundamente entlang des Flusses ergeben.

Das Gebiet nördlich des markgräflichen Opernhauses war im 18. Jahrhundert markgräflichen Betrieben wie der Alten Münze vorbehalten. Hierzu wurde das langgestreckte, zweigeschossige Gebäude aus Sandsteinquadern mit Halbwalm-

dach erbaut. Nachdem die Münzprägung 1804 eingestellt worden war, diente das Gebäude von 1815 bis 1950 verschiedenen schulischen Nutzungen. 1956 wurde die städtische Jugendbücherei eingerichtet, ab 1972 beherbergte es Institutionen der Universität Bayreuth, zuletzt das sogenannte „Iwalewa-Haus“, das Afrika-Zentrum. Trotz der vielfachen Nutzungsänderungen sind bis heute nur geringfügige Veränderungen am Gebäude vorgenommen worden.

Eigentümerin der Alten Münze ist die Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth. Der Entschädigungsfonds wird vom Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst verwaltet und gemeinsam vom Freistaat und den Kommunen getragen. Die Maßnahme ist mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege abgestimmt und wird von diesem fachlich begleitet.

AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN IN BAYERN

Amberg

Purim 5780

Nachdem Rabbiner Elias Dray die Megila vorgelesen hatte, waren die Gemeindemitglieder auch dieses Jahr in den Festsaal der IKG zur Purimparty geladen. Dabei begeisterte nicht nur die Berliner Gruppe „Lechaim“ mit ihrer musikalischen Umrahmung alle Anwesenden. Auch das leckere Essen aus Braten, Knödel und Hamantaschen ließ keine Wünsche offen.

Pessach 5780

Aufgrund der Einschränkungen durch die Covid19 Pandemie musste zum ersten Mal seit 1946 der Pessach-Seder in der Gemeinde entfallen. Um trotzdem allen

Gemeindemitgliedern das Pessachfest zu ermöglichen, schickte die Gemeindeverwaltung kleine Pakete für ein „Pessach at home“ an alle Mitglieder. Diese enthielten:

4 x Matzen Aviv 450 g
2 x Yehuda Matza Schmura 454 g
4 Flaschen Wein süß Manischewitz
4 x gefüllter Fisch süß (8 Klöppe)
2 x Vanillekuchen
Für die Kinder gab es extra noch Traubensaft.

Darüber hinaus haben alle Gemeindemitglieder Haggadot auf Russisch und Deutsch zugeschickt bekommen, damit sie selbstständig den Seder durchführen konnten.

Religionsunterricht

Ein besonderes Bedürfnis von Rabbiner Dray war es, auch in Coronazeiten den Schülern der Gemeinde in gewohnter

Weise jüdischen Religionsunterricht anbieten zu können. Um allen Teilnehmern größtmögliche Sicherheit zu bieten, fand der Religionsunterricht daher online via Zoom-Meetings statt, an welchen die Schüler sich rege beteiligten. Rabbiner und Schüler bewiesen dabei gleichermaßen, wie wichtig soziale und religiöse Kontakte gerade in Krisenzeiten sind.

Hawdala über Zoom

Besondere Zeiten erfordern besondere Maßnahmen und Ideen. Daher gab es von Pessach bis Schawuot jeden Schabbat-Ausgang eine Hawdala über Zoom. Obgleich der persönliche Kontakt allen Beteiligten natürlich lieber gewesen wäre, zeigt sich auf diese Weise doch, wie wichtig und zukunftssträchtig das Thema der Digitalisierung auch in kleineren Gemeinden ist.



Purimparty



Sommerfest

Schawuot

Dieses Jahr haben wir auch für die Gemeindemitglieder Schawuot gefeiert. Es fand ein Gottesdienst mit Sicherheitsabstand im Garten der Gemeinde statt. Es war das erste persönliche Zusammentreffen der Gemeinde seit Ausbruch der Corona-Pandemie und die Freude darüber war auf allen Seiten greifbar. Zum Abschluss gab es Käsekuchen und Softdrinks.

Sommerfest

Kurz vor Abschluss des Schuljahres haben wir Anfang Juli zu einem Sommerfest in den Garten der Gemeinde eingeladen. Bei Steaks, Würstchen, Pita und Salaten hatten die Gemeindemitglieder dabei endlich wieder die Gelegenheit, sich ausführlich mit Freunden und Bekannten auszutauschen. Für beste Stimmung sorgte außerdem die musikalische Umrahmung von Gemeindemitglied Leonid Gershunovych mit seinem Akkordeon. Es kamen zu der Veranstaltung rund 30 Personen.

Augsburg

Vor fünfzehn Jahren, im Juli 2005, kam die erste Ausgabe des Gemeindeblattes der „Anzeiger“ heraus. Die Zeitung fasste Fuß, sammelte Erfahrungen, wuchs und fand ihren Platz im Leben unserer Gemeinde. Der „Anzeiger“ konnte sich einigen Wachstumsproblemen nicht entziehen, überwand diese doch und bekam Immunität. Gegenwärtig entwickelt sich die Zeitung weiter.

Wenn man sich die Tonalität der veröffentlichten Materialien genau ansieht, kann man sehen, wie die Thematik sich ändert und auch, dass die Wahl der Themen und deren Beleuchtung präziser wird. All dies ist das Verdienst der Redaktion, die in Zusammenarbeit mit dem Vorstand versucht, aktuelle Themen zu finden, Schwachstellen zu identifizieren und alles zu tun, um diese zu korrigieren und zu überwinden.

Die Initiative von Herrn Razoumnyi, dass die Gemeinde eine eigene Druckausgabe bekommt, wurde zuerst nur ausgesprochen, bekam aber konkretere Umrisse und wurde realisiert. Dieses Projekt war für die Gemeinde neu, wie auch so vieles in der neuesten Geschichte der Gemeinde, und trug zusammen mit allen damals begonnenen Projekten zur Verbesserung der Situation bei. Sie erlaubte auch offen darüber zu sprechen, was wir hatten, wie wir uns entwickelten und wonach wir streben sollten.

Der „Anzeiger“ ist nicht nur eine Informationsquelle, sondern auch ein Kommu-

nikationsmittel zwischen den Gemeindemitgliedern. Bei dieser Gelegenheit möchte ich all denjenigen danken, die in unserer Zeitung und zu unserem Wohl tätig waren und sind. Das sind: V. Razoumnyi, I. Rubina (bis 2020), V. Shaykhit, I. Streletsyn, I. Mokshanina, E. Kyrey und E. Maximova. Herzlich danke ich auch allen Autoren und natürlich auch allen Lesern. Ich wünsche allen ein langes, erfolgreiches Leben und gute Gesundheit. Schreiben Sie und schreiben Sie über alles, was uns stärker, reifer und weiser macht.

*Alexander Mazo,
Präsident, Chefredakteur*

Unsere Zeitung wird 15 Jahre alt!

Unsere Zeitung wird 15 Jahre alt. Seit 2014 kann sie auch elektronisch gelesen werden. Wenn man ein Jubiläum feiert, ist es üblich, unter dem Erreichten einen zusammenfassenden Schlussstrich zu ziehen, um für die Zukunft neue Ziele zu setzen. 180 Ausgaben wurden bereits veröffentlicht, es wurde viel getan, es muss noch mehr getan werden. Heute präsentieren wir einige Materialien aus der 181-ten Jubiläumsausgabe und aus den früheren Ausgaben.

Isaak Urbach

Schritt für Schritt mit der Zeit

Wenn ich den „Anzeiger“ erhalte, lege ich alle anderen Zeitungen und Zeitschriften zur Seite, um mich dem Lesen unseres Gemeindeblattes zu widmen und erfahre jedes Mal viel Interessantes. „Der Anzeiger“ hat eine vielseitige Thematik: Religiöses Leben der Gemeinde, die Arbeit des Vorstandes und verschiedener Abteilungen sowie jüdische Traditionen und Feiertage. Viele Artikel unserer Zeitung sind unseren Mitgliedern, den Veteranen des 2. Weltkrieges gewidmet. Die Artikel über die Holocaust-Überlebenden bringen mich zum Weinen, die Geschichten erregen Schauer.

Die Zeitung hält Schritt mit der Zeit und reagiert auf alle Ereignisse in der Stadt, in der Gemeinde und im Land. Literarische Wettbewerbe werden organisiert. An einem zum Thema „Was ist Glück?“ nahm auch ich teil. Die Meinungen waren unterschiedlich.

Ausführlich berichtete „Der Anzeiger“ über das 100-jährige Jubiläum unserer Synagoge. Dazu gab es viele begeisterte Reaktionen. Oft schreibt die Zeitung über den Staat Israel, über die Menschen, die nach Israel gingen, über ihr Leben, über die Treffen mit denen, die uns aus Israel besuchen. Und auch über den militä-

rischen Dienst von jungen Männern und Frauen.

Regelmäßig berichtet die Zeitung über die Tätigkeiten unseres Schachclubs und anderer Clubs. Viele interessante Dinge lernte ich aus den Veröffentlichungen in der Rubrik „Gesichter der Gemeinde“. Diese prägnanten, aber inhaltlich umfangreichen Artikel über Inga Mokshanina, Nadezhda Kurovskaya, Evgenia Shulmann, Vladyslav Shaykhyt, Iouri Streletsyn, Zoya Gurevich, Anatoliy Agranovskyy und andere, die den Lesern ein Stück ihres Herzens schenken und ihnen mit Rat und Tat helfen.

Oft schicke ich unsere Zeitung meinen Verwandten in Israel und an die Redaktion einer Zeitung in Moldawien, wo ich selbst viele Jahre tätig war. Zusammenfassend möchte ich sagen: In der Redaktion des „Anzeigers“ arbeitet ein kleines, aber talentiertes und fähiges Team, dessen Mitglieder viel Zeit unserer Gemeinde widmen und für sie viel tun. Ich wünsche ihnen gute Gesundheit und weiterhin viel Erfolg bei ihrer Arbeit.

Raisa Vubermann

Seit unser „Anzeiger“ zum ersten Mal erschien, sind bereits 15 Jahre vergangen. Und all diese Jahre berichtet „Der Anzeiger“ erfolgreich für seine Leser, seine Freunde und uns alle. Auf seinen Seiten wurde über viele Ereignisse, das Leben berühmter und gewöhnlicher Menschen, die ihre Erinnerungen der letzten Jahre teilen, berichtet. Und wir, die Leser, sind allen Redakteuren dankbar, die seit vielen Jahren das interessante, manchmal stürmische Leben unserer Gemeinde auf den Seiten vom „Anzeiger“ widerspiegeln. Ich gratuliere allen zum Jubiläum unserer Zeitung und wünsche ihr lange, erfolgreiche Tage und Gedeihen!

Inga Pasyukova

Herzlichen Glückwunsch zum 15-jährigen Jubiläum des „Anzeigers“. Der Titel der Zeitung hat seinen Inhalt bestimmt. Sie wurde zu einem wahren Teilnehmer des öffentlichen Lebens der IKG Augsburg. Die aktuellen Ereignisse des Gemeinde- und des Stadtlebens sowie die politischen Nachrichten finden eine Widerspiegelung auf den Seiten unserer Zeitung. Besonders beliebt beim Leser sind die Rubriken über die jüdischen Traditionen und Feiertage. 15 Jahre sind für ein Druckerzeugnis eine relativ lange Zeit. Die Zukunft verspricht noch viel mehr, mehr als bereits erreicht ist. Ein Jubiläum ist die Zeit, um das Erreichte zusammenzufassen und neue Pläne zu schmieden. Von Herzen wünsche ich dem kreativen Team des „Anzeigers“ gute Gesundheit, Gedeihen, neue Errungenschaften und dankbare Leser.

Irina Grzimalo

Ausflug nach Nürnberg

Die Quarantänelockerungen ausnutzend, verbrachten einige Familien der IKG Augsburg, insgesamt 15 Personen (darunter sechs Kinder), einen wunderbaren Tag in der „Stadt des Spielzeugs“, im wunderschönen Nürnberg. Den ersten Eindruck von Nürnberg bekommt man kurz bevor man den Bahnhof erreicht. Schon von Weitem sahen wir die alten Stadt-Befestigungen und die hohen Türme gotischer Kathedralen. Bald werden wir die vielen Gässchen betreten, die von oben wie ein künstliches Labyrinth des Mittelalters aussehen. Evgenij, ein Mitglied der IKG Nürnberg, den wir bereits bei unserem Ausflug nach München kennenlernten, begleitete uns. Unsere Gruppe besuchte alle bedeutsamen Sehenswürdigkeiten der Stadt, darunter den Handwerkerhof, den Marktplatz und die Gedenkstätte der ehemaligen zerstörten Synagoge.

Als zweitbedeutsame Stadt in Bayern wurde sie zum ersten Mal im Jahr 1146 erwähnt. Die erste Synagoge wurde 1296 gebaut. Die erste jüdische Gemeinde wurde während des Pogroms 1298 vernichtet. Heute zählt Nürnberg circa zweitausend Juden und hat eine neue Synagoge. Die Stadt ist einzigartig und unverwechselbar. Außer der jüdischen Gedenkstätte besuchten wir die Altstadt, Dürers Museum und das bekannte Spielzeugmuseum. Abgesehen von den Quarantäneregeln und regnerischem, kühlem Wetter wird diese Reise nach Nürnberg allen Teilnehmern in Erinnerung bleiben.

Inna Tarasiuk,

Leiterin des Klubs der jungen Familien

Das Blüten-Wunder

Während der Quarantänebeschränkungen erinnerte ich mich oft an das Sprichwort „Glück im Unglück“, vor allem aber, als ich nach draußen ging, um frische Luft zu schnappen. Ich versuchte, niemandem zu begegnen, entschied mich deswegen für Seitenstraßen und stellte dabei fest, dass ich an vielen Ecken noch nie war, obwohl ich seit über 22 Jahren in Augsburg lebe. Während meiner Spaziergänge fand ich viele wunderschöne Ecken, Gärten, Häuser und alles um mich herum war duftend und angenehm. Ich erinnere mich an keinen Frühling wie in diesem Jahr. Blumen, Büsche und Bäume blühten so üppig! Der Flieder, die Felsenbirne und der Holunder blühten so üppig, dass ihre Blätter nicht sichtbar waren. Dazu die wunderbaren Blumenbeete in Kleingärten mit Narzissen, Tulpen und Rosen. Es war nicht möglich, einfach vorbei zu gehen und ich sah mehrmals, wie Passanten dieses Wunder fotografierten. Und es schien mir, dass die Natur über die

Menschheit lacht, als wolle sie uns sagen: „Die Erde, das Wasser und die Luft kommen gut ohne euch aus. Vergesst nicht, ihr seid meine Gäste und nicht meine Herren.“ In denselben Tagen erfuhr ich eine interessante Tatsache über ein Naturwunder, von dem ich erzählen möchte. Zufällig genau zu dem Zeitpunkt hielt ich das Buch von Vladimir Solouchin „Die Teiche von Olepin“ in der Hand und las das Kapitel „Das Gras“. Ich verstand, dass dies eine Fortsetzung meiner Gedanken über die Natur war, wie der Satz: „Blumen haben eine unsichtbare, aber dauerhafte Macht über den Menschen.“ Weiter schreibt der Autor über „den Gegenstand der Leidenschaft der Menschheit, der Tulpe. Es stellte sich heraus, dass Tulpen bereits 1550 nach Westeuropa kamen und direkt nach Augsburg. „Der deutsche Botschafter am türkischen Hof brachte mehrere Tulpenzwiebeln in seine Heimat Augsburg. Schon bald schmückten die Tulpen die prächtigen Gärten der Reichen des Mittelalters, der Fugger. Von hier aus verbreitete sich die Tulpe wie ein Feuer in ganz Europa.“ Wir kennen viele historische Fakten, die mit unserer alten Stadt verbunden sind. Fügen wir nun noch einen Begriff hinzu, die Tulpe.

Inga Mokshanina

Gesichter der Gemeinde

Dr. Manfred Worm



Unsere Gemeinde, deren jüngste Geschichte etwas mehr als 25 Jahre umfasst, ist ein Treffpunkt für viele Menschen unterschiedlichen Alters, Berufs, unterschiedlicher Einstellung zu den anderen und zu sich selbst, ungleicher

Einschätzung der Realität und, an dieser Stelle erlaube ich mir eine kurze Abweichung vom Thema, – Menschen mit Fantasie, die organisch mit der Realität verwoben ist und manchmal einen äußerst unerwarteten Blickwinkel ergibt, der den Gesichtspunkt auf die manchmal auf der Oberfläche einfach scheinenden, aber in der Tat äußerst komplexen Ereignisse in unserem Leben freigibt.

Unter meinen Zeitgenossen befindet sich eine Persönlichkeit, deren Bekanntschaft ich machen durfte und deren hohem intellektuellem und beruflichem Niveau ich entsprechen musste, die mein Arbeitskollege und Mitstreiter wurde. Ich spreche mit großem Respekt von Dr. Manfred Worm. Ein Mann, der in Shanghai ge-

boren wurde, wohin seine Familie floh, und der nach der Rückkehr nach Deutschland hier eine hervorragende Ausbildung bekam, die mit seinem scharfen Verstand ihn zu hohen Positionen in der Gesellschaft und im öffentlichen Dienst führte. Wir lernten uns 2004 in der Gemeinde kennen, nachdem er mehrfach von seinen Vorgängern getäuscht wurde und deshalb ziemlich enttäuscht über die neuen Mitglieder der Gemeinde war, die erst kürzlich nach Deutschland kamen und noch nicht ganz verstanden hatten, was eine Religionsgemeinschaft ist. Auf dem Höhepunkt dieser Enttäuschung fand unsere Bekanntschaft statt, die durch die Tatsache erschwert wurde, dass er irreführt und Teil einer unreinen Geschichte wurde. Auf dem Spiel stand sein und unser aller guter Ruf. Und hier fanden unsere ersten Kontakte statt, ohne Zeremonien und ohne die geringste Verschönerung der Realität.

Ich hatte die äußerst schwierige Aufgabe, Dr. Worm davon zu überzeugen, dass nicht alle meine „Stammesgenossen“ gleich sind und dass er zum Wohle der gemeinsamen Sache weiterhin bei uns bleiben sollte. Dann gab es viele verschiedene Aufgaben von unterschiedlicher Komplexität, die mit Ehre gelöst wurden, so wie die Krise, die erfolgreich überwunden wurde.

Dr. Worm war ein starker Mann, ein brillanter Jurist, einer, der zu den Meistern gezählt wird, zu denen, die Frieden schaffen und dank derer der Beruf Rechtsanwalt respektiert und geachtet wird. Natürlich hat er dank alledem unterschiedliche Emotionen und Gefühle bei Menschen hervorgerufen.

Die große und ausgeprägte Persönlichkeit von Dr. Worm erwies sich als schutzlos und verletzlich, als er von der unheilbaren Krankheit seiner Frau erfuhr. Und in dieser Situation zeigten sich die Charaktereigenschaften von Dr. Worm, er bemühte sich und strengte sich an. Eingeschränkt durch die privaten Schwierigkeiten gab er nicht auf, stimmte meiner Bitte zu und machte weiter: ein Verbündeter, ein Berater, wahrscheinlich ein Freund. Es gibt mir ein Gefühl tiefer Zufriedenheit, dass ich seine Skepsis und Distanz überwinden konnte; es war sehr schwierig, aber es war eine würdige Aufgabe, die ich bewältigen konnte.

Im Januar 2013 verstarb Dr. Worm und hinterließ in meiner Geschichte, in der Geschichte unserer Gemeinde und auf dieser Welt eine strahlende, unvergessliche Spur. Möge die Erinnerung an ihn gesegnet sein und möge diese nie in Vergessenheit geraten. Im Januar nächsten Jahres werden wir für Dr. Worm eine Jahrzeitafel in der Kleinen Synagoge anbringen und für ihn Kaddisch sprechen.

Alexander Mazo, Präsident



Unter meinen Zeitgenossen, mit denen mich das Leben in meiner jüngeren Geschichte zusammenführte und die ich aber leider nur eine kurze Zeitspanne kannte, dafür aber unsere Beziehung

keinen formellen, sondern einen sehr vertraulichen Charakter trug, befindet sich ein Mensch, bei dem ich ständig das Gefühl hatte, dass er zuverlässig ist und mit einer klaren Vorstellung davon, was man unter den Eigenschaften wie Ehre und Würde versteht sowie welche Themen zum Diskutieren zulässig sind und welche sich aber im Bereich einer kategorischen Unzulässigkeit befinden. Diese Person war Igor Schurmann, ein Mensch, dessen Leben in ihm echte anthropische Qualitäten entwickelte und entfaltete. Wir trafen uns zum ersten Mal in der Gemeinde, unser Kennenlernen war im Allgemeinen banal und einfach.

Ingenieur von Beruf, nahm er alle Angebote wahr, die einem Einwanderer zur Verfügung standen, arbeitete einige Zeit in diversen Programmen des Arbeitsamtes und kam schließlich in die Gemeinde, in das Hausmeisterteam, dessen Leitung er bald übernahm und später auch zum Kommandanten des Synagogen-Komplexes wurde. Igor war kein einfacher Mensch, er war kompliziert und stimmte den getroffenen Entscheidungen nicht immer zu, er verteidigte stets seine Position, die bedingungslos die Interessen jedes Mitarbeiters seines Teams berücksichtigte. Manchmal führten wir heftige Diskussionen, aber wir fanden immer für beide Seiten akzeptable Lösungen und ich hatte nie Zweifel an der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Igors Position, weil ich mir immer eines charakteristischen Umstandes sicher war, Igor verwechselte eine Pose nie mit einer Position und dies ermöglichte immer einen Austausch.

In seinem Privatleben zeichnete sich Igor durch eine stark entwickelte Eigenschaft aus, eine absolute Hingabe für seine Familie, in der Igor, der keine sentimentale Person war, jedoch sehr nachdenklich und manchmal empfindlich wurde, wie auch die meisten von uns.

Im Laufe unserer Lebensjahre treffen wir viele verschiedene Menschen, die sich im Charakter, in den Gewohnheiten und Wahrnehmungen unterscheiden, und alle diese Menschen bilden unsere wertvolle Erfahrung, sie sind unsere Lebensschule und unsere Zeitgenossen, mit denen uns das Leben zusammengebracht hat, weil es für uns bestimmte Absichten und Pläne hat.

In dieser Vielzahl von Personen gibt es solche, die eine helle und eine besondere Spur hinterlassen sowie, und das ist das Wichtigste, unabhängig von der Tatsache, dass sie nicht mehr unter uns weilen, ein Gefühl der Zuverlässigkeit weiter vermitteln und auch das Empfinden, dass man sich auf sie in den schwierigsten Lebenssituationen verlassen kann. Die Worte der Dankbarkeit gelten ihnen damals wie heute.

Alexander Mazo, Präsident

Generalsanierung Synagoge

Im April 2020 ist die Synagoge Augsburg 103 Jahre geworden. Die letzte Sanierung wurde 1985 abgeschlossen. Nach mehr als 30 Jahren bedarf es sowohl einer grundlegenden Sanierung der historischen Bausubstanz als auch einer Verbesserung technischer Belange wie Sicherheit, Brandschutz, Barrierefreiheit und Heizungs- und Sanitäranlagen.

Bei der letzten Sanierung wurden Schäden behoben, wie zum Beispiel sichtbare Schäden im Bereich des Daches und der Raumschale. Die Verwaltungshäuser (Haus 6 und 8) waren damals nicht in die Maßnahme integriert. Jetzt befinden sich die Häuser in einem Zustand, der eine Generalsanierung der Haustechnik, des Abwassersystems und der Elektroinstallation unumgänglich macht.

Das Jüdische Museum wurde 2005 und 2006 komplett renoviert und am 7. November 2006 wiedereröffnet. Die Dauerausstellung des Museums befindet sich in den Räumlichkeiten der Großen Synagoge und verfügt über kein geeignetes Lüftungssystem, das für die ausgestellten Exponate von großer Bedeutung ist. Auch die Beschaffung der Leihobjekte gestaltet sich sehr schwer, weil das notwendige Klima in der Dauerausstellung nicht gegeben ist. Es fehlt ebenfalls ein zeitgemäßes Brandschutzkonzept, die Vermittlungsräume sind für Seminare nicht geeignet.

**Mit Ihrer Spende
an die Israelitische Kultus-
gemeinde Schwaben-Augsburg
finanzieren Sie das Projekt mit
und machen die Sanierung
möglich.**

SPENDENKONTO:
IKG Schwaben-Augsburg K.d.ö.R.
IBAN: DE92 7205 0000 0000 7878 20
BIC: AUGSDE77XXX
Verwendungszweck:
Erhalt des jüdischen Lebens
in Augsburg

Nach den Ereignissen in Halle im Oktober 2019 hat das Bayerische Staatsministerium des Innern, für Sport und Integration beschlossen, unverzüglich die Sicherheitsstandards der Synagogen in Bayern zu verbessern. Die Jüdische Gemeinde hat in Zusammenarbeit mit der Polizei und dem Architekturbüro eine Liste der Sofortmaßnahmen entwickelt, die vom Bayerischen Staatsministerium genehmigt wurden. Diese Maßnahmen werden sich wirtschaftlich in das große Generalsanierungsprojekt einfügen und gleichzeitig eine sehr effektive Erhöhung der Sicherheit in kurzer Zeit garantieren. Noch in diesem Jahr sollen die „Außenhaut“ und die Eingangstüren verstärkt, auch eine Zaunerhöhung auf 2,5 Meter zur Sicherung der Grundstücksgrenze und eine Aufrüstung der Videoüberwachungs- und Einbruchmeldeanlage sind vorgesehen.

Im Rahmen der Voruntersuchung wurde die seit Jahren gesuchte Mikwe gefunden. Der für die Mikwe vorgesehene Bereich ist im Keller von Haus 8. Neben den liturgischen Voraussetzungen müssen aktuelle Brandschutz- und Hygienevorschriften erfüllt werden.

Im Laufe der Jahre haben alle Dächer und Fassaden Schäden abbekommen und müssen renoviert bzw. komplett erneuert werden, ebenso die Entwässerungssysteme. Am Gewölbe im Innenraum der Großen Synagoge müssen die Spuren von Wasserschäden entfernt werden. Alle Fassaden, Türen und Fenster müssen repariert werden.

Beim Gestühl werden elektrische Heizkörper angebracht, um Heizkosten zu reduzieren. Die sehr alte Heizungsanlage muss komplett erneuert werden.

Das Jüdische Museum zählt jährlich bis zu 40.000 Besucher. Aus Gründen der Sicherheit müssen die Menschenströme der Gemeindemitglieder und Museumsbesucher getrennt werden. Ein neuer Schleusenanbau im hinteren Bereich der Synagoge soll diesen Prozess ermöglichen. Die Dauerausstellung muss umgebaut und neu eingerichtet werden, unter Berücksichtigung der Barrierefreiheit, neuer Lüftungssysteme und Brandschutzvorschriften.

Ein neuer Raum für Wechselausstellungen mit einem geeigneten Lüftungssystem bietet weitere Möglichkeiten für die Beleuchtung von Sammelobjekten, was momentan gar nicht möglich ist. Die Entstehung von weiteren Seminarräumen ermöglicht dem Museum die Durchführung von Veranstaltungen für Schüler und Studenten. Bauwerke wie die prachtvolle Synagoge erzählen die Kulturgeschichte und sind ein bedeutendes Erbe jüdischer Geschichte in Augsburg. Die Augsburger Synagoge ist somit ein wichtiger Baustein unserer städtischen Geschichte und Gegenwart.

Der neue Jüdische Friedhof

Im Dezember 2018 wurde die Gemeinde Eigentümerin von einem Grundstück, insgesamt 13.223 qm, das sich am Neuen Ostfriedhof in Augsburg befindet. Der Vorstand der Gemeinde hat ein Architekturbüro mit der Planung und Vorbereitung der Inbetriebnahme des Neuen Ostfriedhofs beauftragt. Momentan laufen die Vorbereitungen zum Neubau einer Aussegnungshalle (Taharahaus). Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat im April 2020, auf Vorschlag des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Fördermittel in beträchtlicher Höhe für die Baumaßnahme unverbindlich eingeplant. Sobald der Bauantrag geprüft und bewilligt wird, können die Bauarbeiten beginnen. Seit Juli 2020 ist der Friedhof für Beisetzungen freigegeben.

Viktoria Kämpf

Bamberg

Gutes Essen lässt Sorgen vergessen

Das kulturelle Leben unserer Gemeinde ist sehr vielfältig. Treffen in verschiedenen Clubs, Chor- und Tanzgruppenaufführungen und vieles mehr bleiben lange in Erinnerung. Es gibt aber etwas in unserer Gemeinde, ohne das religiöses und kulturelles Leben der jüdischen Gemeinde überhaupt nicht möglich wäre. Ich spreche von unserer koscheren Küche. Essen ist ein wichtiger Teil der jüdischen Kultur. Man kann sogar behaupten: Ko-

scheres Essen ist ein Kernstück jüdischer Identität.

Der Gottesdienst am Schabbat endet traditionell mit dem Kiddusch. Am Schabbat werden die besten koscheren Lebensmittel gekauft und ein festliches Essen zubereitet. Das gemeinsame leckere Essen zieht die Gemeindemitglieder zum Gottesdienst an.

In der Gemeinde finden auch Veranstaltungen statt, an denen Gäste aus anderen jüdischen Gemeinden in Deutschland oder die Bevölkerung unserer Stadt teilnehmen, wie beispielsweise der Holocaust-Gedenktag, der Gedenktag an die Pogromnacht, das Schachturnier und nicht zuletzt die jüdischen Feiertage. Für alle Teilnehmer und Gäste solcher Veranstaltungen wird nach dem offiziellen Teil ein großzügiges Buffet angerichtet.

In der Küche arbeiten nur zwei Mitarbeiterinnen: Sofia Bahmaci und Faina Grabovska, die mit großer Liebe aus koscheren Lebensmitteln nach allen Regeln der Kaschrut eine Vielzahl von köstlichen Gerichten zubereiten. Die Gemeindemitglieder und Gäste bewundern immer ihre Kochkünste. Eine große Auswahl an Gerichten, lecker anzusehen, richtig ausgewähltes Geschirr und Besteck sowie Freundlichkeit und Gastfreundschaft sorgen für gute Laune und verdienen großes Lob.

Hausmeister Sergey Bahmaci findet trotz seiner umfangreichen anderen Aufgaben immer Zeit, den Küchenmitarbeitern zu helfen. Er ist verantwortlich für den Kauf und die Lieferung der Lebensmittel und stellt die Ordnung im Gemeindesaal her. Die Gemeindemitglieder schätzen die Arbeit von Sofia Bahmaci, Faina Grabovska und Sergey Bahmaci sehr.

M. Firsova / S. Geysman

Liberaler Gemeinde Bamberg

Mischkan HaTfila und Corona

Bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie im Frühjahr lief das Leben in der kleinen Reformgemeinde Mischkan HaTfila in Bamberg seinen gewohnten Gang. Jeden Schabbat und jeden Feiertag fanden im Betsaal am Schillerplatz Gottesdienste statt, geleitet von Rabbinerin Dr. Yael Deusel. Mit dem Ausbruch von COVID-19 änderte sich alles. Gemäß staatlicher Anordnung, die für alle Religionsgemeinschaften galt, konnten keine Gottesdienste mehr stattfinden, das Gemeindeleben war auf ein Minimum reduziert. Auch wenn keine Gottesdienste mehr stattfinden konnten, sorgte aber unsere Rabbinerin dafür, dass das Gemeindeleben so gut wie möglich aufrechterhalten wurde.

Jede Woche bekamen alle, die es wollten, per Internet eine von ihr hervorragend dargestellte Predigt über die jeweilige Paraschat HaSchawua in einer wöchentlichen Gemeindezeitung, die Vorstandsmitglied Sarah Losch dankenswerterweise zu verschicken half. Aber Rabbinerin Dr. Deusel war auch jederzeit telefonisch für jedes Gemeindemitglied erreichbar, das ihre Hilfe als Seelsorgerin benötigte. Jeder konnte sich vertrauensvoll mit allen Sorgen und Nöten an sie wenden, sie half immer und überall.

Durch COVID-19 wurden natürlich alle geplanten Aktivitäten der Gemeinde, beispielsweise die Mitgliederversammlung mit Vorstandswahlen, aber auch andere Aktivitäten, vorläufig unmöglich gemacht. Seit den ersten Lockerungen der strengen Vorschriften für den Gottesdienst finden jetzt wieder jede zweite Woche am Freitagabend Kabbalat Schabbat Gottesdienste in unserem Betsaal am Schillerplatz statt, allerdings unter ganz strengen Auflagen, die sehr genau eingehalten werden (z.B. begrenzte Zeit, kein Kiddusch, kein gemeinsames Essen, Mundschutz, vorgeschriebener Abstand). Alle, die jetzt kommen, sind froh und glücklich, wieder Gottesdienste besuchen zu können.

Israel Schwierz

Mischkan HaTfila MV und Gemeindewahl

Lange hat es gedauert, bedingt durch die Corona-Pandemie, bis die Liberale Jüdische Gemeinde Mischkan HaTfila Bamberg ihre mehrfach verschobene Mitgliederversammlung mit den Vorstandswahlen durchführen konnte. Das geistliche Oberhaupt der Gemeinde, Rabbinerin Dr. Yael Deusel, hatte sich um einen Raum bemüht, der den geltenden Bestimmungen entsprach. Schließlich konnte die Veranstaltung im Bistumshaus St. Otto, dem ehemaligen Bamberger Priester-



Sofia Bahmaci und Faina Grabovska (Mitte)

seminar stattfinden. Und so trafen sich am 19. Juli die Gemeindemitglieder zu ihrer Versammlung am Heinrichsdamm in Bamberg.

Zu Beginn um 15 Uhr begrüßte die Rabbinerin alle Anwesenden und gemeinsam legte man die endgültige Tagesordnung fest. Danach erfolgte der Bericht des Vorsitzenden, Rektor i.R. Israel Schwierz, an dessen Ende er sich ganz besonders bei der Rabbinerin für ihr segensreiches und unermüdliches Engagement zum Wohle der Gemeinde bedankte. Sein Dank galt auch der Schatzmeisterin Fiona Atay-Sandyk und dem Schriftführer Dror Schindler für ihr Engagement in der Gemeinde.

Nach dem Bericht der Schatzmeisterin und der Kassenprüfer wurde der Vorstand einstimmig entlastet. Danach wurde der neue Vorstand gewählt. Zum Ersten Vorsitzenden wurde Rektor i.R. Israel Schwierz aus Würzburg wiedergewählt. Seine Vertreterin und somit 2. Vorsitzende wurde Tamar Betz, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bamberg. Neue Beisitzerin wurde Dr. Joelle Vormann-Pfeifer. Fiona Atay-Sandyk und Dror Schindler wurden, ebenso wie die beiden Kassenprüfer, in ihren Ämtern bestätigt. Nachdem es keine weiteren Wünsche und Anträge mehr gab, ging die Mitgliederversammlung nach ca. 1½ Stunden zu Ende. Die Mitglieder der Liberalen Gemeinde Mischkan HaTfila wünschen dem Vorstand und ihrer Gemeinderabbinerin Dr. Yael Deusel alles Gute und einen größtmöglichen Erfolg bei ihrem segensreichen Wirken.

Judith Bar-Or

führen. Da die Synagoge geschlossen war, wurden unsere bedürftigen Gemeindemitglieder besucht. Es gab auch schwierige Situationen. Einem Dialysepatient wurde wegen der Ansteckungsgefahr die häusliche Pflege wegen mangelnder Schutzkleidung entzogen.

Noch unregelmäßige, sonst normale tägliche Wege wurden zu Problemen. Junge Gemeindemitglieder waren bereit, für Bedürftige einzukaufen. Aber der Einkauf unserer betagten Gemeindemitglieder war und ist auch eine Möglichkeit, aus dem Haus zu gehen, die Gedanken auf etwas Normalität zu lenken, und außerdem hat man ja auch schon Schlimmeres erlebt. Von Eduard Blam und Ekatherina Korschowski wurde jedem Gemeindemitglied ein Paket zu Pessach gebracht, eine gern angenommene Geste.

Wer wollte, konnte sich einen selbstgenähten Mund- und Nasenschutz bringen lassen, und für alle Fragen und Unsicherheiten stand der Vorstand telefonisch zur Verfügung. Unser Chasan Yonathan Amrani konnte mit einem Online-Programm unsere Gemeindemitglieder erreichen, daraus entwickelte sich der „Jüdische Club Erlangen“, der zu allgemeiner Beliebtheit geworden ist. Unsere Synagoge ist seit Anfang Juli wieder geöffnet, natürlich mit Abstand, Masken und offenen Fenstern, und wir sind über einen großen Nachholbedarf überrascht, sich wieder zu sehen und gemeinsam zu beten. Wir schauen positiv in die Zukunft mit guter Hoffnung und Gesundheit, das wünschen wir allen Juden.

Jakob Herz – ein jüdischer Arzt aus Erlangen

Jakob Herz wurde am 2. Februar 1816 als eines von 11 Kindern von Samson Herz und Rosalie Rindskopf in Bayreuth geboren. Es ist aus seinen persönlichen Aufzeichnungen bekannt, dass er seine Ahnen bis zum Hoffaktor Samson Salomon in Baidersdorf zurückführte. Allerdings ist es bisher noch nicht gelungen, die direkte Verbindung nachzuweisen.

Jakob Herz besuchte in Bayreuth die Schule und studierte Medizin. Seine ärztliche Karriere führte ihn an die Universität nach Erlangen, wo er seit 1839 als Fachmann für die operative Behebung von Klumpfüßen bekannt wurde. Legendar war seine kostenfreie Versorgung der Armen. In Anerkennung seiner Verdienste um die Gesundheit der Bevölkerung ernannte man ihn 1867 zum Ehrenbürger Erlangens. Er starb mit 55 Jahren an den Folgen einer Krankheit, die er sich 1866 als Armeearzt zugezogen hatte. Zur Erinnerung an ihn stellten seine Freunde und Förderer 1875 eine große Bronzeplastik auf dem heutigen Hugenottenplatz auf.

Dieses Kunstwerk wurde im September 1933 von den nationalsozialistischen Behörden zerstört. Zur Erinnerung an diesen verdienten Mediziner vergibt die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen seit 2009 alle zwei Jahre den „Jakob-Herz-Preis“ für herausragende Forschungen auf dem Gebiet der Medizin. Abseits der bekannten Fakten lassen sich aber immer wieder neue Informationen zu Jakob

Erlangen

Die Gemeinde in der Corona-Zeit

Rückblickend auf das Jahr war und ist immer noch die Corona-Zeit eine Zeit großer Herausforderungen. Das Corona-Virus hat die Kraft, die gesamte Menschheit zu bedrohen. Unser Leben ist immer noch eingeschränkt. Wir sind dankbar, dass wir von Krankheiten verschont worden sind. Es bedarf aber weiterhin eine Achtsamkeit und Disziplin, um ohne Schaden auch im nächsten Jahr unseren Alltag bewältigen zu können.

Mit Freude können wir uns auf viele positive Dinge besinnen, denn Not macht bekanntlich erfinderisch. Zuerst gab es eine große Unsicherheit in der Gemeinde, die sich aber dank unserer Sozialarbeiterin Katja Korschowski und anderen ehrenamtlichen Helfern auffangen ließ. Eine gute Information mit Anweisungen und Regeln konnte zur Stabilität und Sicherheit



Am 31. Juli wurde unser Friedhof mit Tahara-Haus erstmals wieder in der Corona-Krise für Führungen geöffnet. Irina Schmitz, Stadträtin und Kreisvorsitzende der Frauen-Union Erlangen, (links vorne im Bild) hatte dazu eingeladen. Als Gast mit dabei war Joachim Herrmann, Bayerischer Staatsminister des Innern, (hinten Mitte). Christof Eberstadt und Peter Friedman vom Freundeskreis der Kultusgemeinde (rechts) organisierten die gelungene Friedhofsführung. Ester Limburg-Klaus, Vorsitzende der Gemeinde, beantwortete noch offen gebliebene Fragen.



Herz finden. Über das Leben des Universitätsprofessors Dr. med. Jakob Herz (1816 bis 1871) ist wohl vieles geschrieben worden, aber eines ist stets nur am Rande betrachtet worden:

Weshalb ist Jakob Herz unverheiratet geblieben? Herz hatte durchaus die Frau seines Lebens gefunden. Aber er lebte in Zeiten, in denen eine Heirat zwischen den Religionen mit unüberbrückbaren Hindernissen verbunden sein konnte. In Erlangen war die Geschichte der großen Liebe Eingeweihten durchaus bekannt gewesen, was wir bereits der Festrede des Juristen Alois von Brinz entnehmen können, die jener 1875 zur Einweihung des Bronze-Denkmal auf dem ehemaligen Luitpoldplatz gehalten hatte.

Darüber schrieb Karl Emil Franzos am 26. Juni 1902 in der „Allgemeine Zeitung des Judentums“ in der Rubrik Denkmäler Deutscher Juden: „Auch die damals allgemein bekannte Herzensgeschichte wird von Brinz gestreift: ‚Der Zauber eines weiblichen, den Himmel aus reiner Tiefe widerspiegelnden Gemüths hat in seine jungen Jahre geleuchtet. Allein vermochte das Gesetz die Eintracht der Seelen nicht auszuschließen, der Abschließung des Bundes trat es entgegen. Vielmehr nicht das Gesetz, die Hoheit der Religion und die Hoheit der Gesinnung traten ihm entgegen.‘

Auf eine Anfrage, die ich (der Verfasser Franzos) an Erlanger Bekannte richtete, erhielt ich einige nähere Angaben. Die junge Dame, ein ebenso schönes wie gutes und begabtes Mädchen, war die Tochter eines Gelehrten. Nachdem entschieden war, dass sie einander nicht angehören durften, vermieden die Liebenden jede persönliche Begegnung und wechselten nur zu bestimmten Anlässen Briefe; dass sie beide unvermählt bleiben, schien ihnen selbstverständlich. Erst als

Jakob Herz in die Krankheit verfiel, die ihn hinwegraffen sollte, sahen sie einander wieder: Da kam die Dame in sein Haus, übernahm die Pflege und wich nur noch auf Stunden von seinem Lager. Verließ die Dame auf eine Stunde sein Haus, um den Haushalt ihres greisen Vaters zu besorgen, so entblößten Hunderte lautlos ihre Häupter, während sie durch die Reihen schritt; nur die Frauen schluchzten. In ihren Armen ist Herz gestorben.“

Christof Eberstadt

Hof

Natalia Zueva hat im Februar bei einem Treffen des Klubs „Injan“ einen Vortrag zum Thema „Geistliche Vertraulichkeit zwischen Menschen“ gehalten.

Nach dem Fasten-Ende vor Purim sind wir in unserem Gebetsaal zum Abendgebet und dem Lesen der Megilat-Esther zusammengekommen. Das Pfeifen, Trampeln, Klopfen und das Ratschen der Purim-Ra'aschanim nahm bei jedem Nennen des Namens Haman kein Ende.

Während der Corona-Zeit haben wir die Mitglieder der Gemeinde sorgfältig unterstützt. Und weil der Seder-Abend in der Gemeinde ausfallen musste, haben wir uns Mühe gegeben, die Mazza zu unseren Mitgliedern nach Hause zu bringen, so dass sie die Möglichkeit hatten, Pessach trotzdem zu feiern.

Ab dem 15. Mai konnten wir die Gottesdienste in der Synagoge wieder durchführen. Wir bekamen hierzu die verlängerte Genehmigung von zwei Stunden.

Am 29. Mai feierten wir Schawuot. Es wurde wieder an den Empfang der Zehn Gebote am Berg Sinai erinnert. Wir alle freuten uns über Blinzes mit Quark-Füllung, und Ende Juni bekamen wir die Genehmigung, den Schabbat-Kiddusch wieder in der Gemeinde zu feiern. Wir haben sofort damit begonnen.

Regensburg

Bei mir bist du shejn

Am 8. März hat der Klub Schalom der Jüdischen Gemeinde seine traditionelle Veranstaltung, gewidmet den lieben Frauen, durchgeführt. Das Vorstandsmitglied Volodimir Barskyy begrüßte alle Anwesenden und bedankte sich herzlich bei den Mitgliedern und Gästen. Im Namen des Vorstands gratulierte er den

lieben Frauen zum Weltfrauentag und wünschte ihnen gute Gesundheit, viel Erfolg und alles Gute.

Die Frau, sagte der Klubleiter, spielt eine große Rolle in der Entwicklung der Menschheit. Es gibt viele bedeutende jüdische Frauen. Nur einige Beispiele: Bertha Pappenheim gründete den jüdischen Frauenbund und forderte die Anerkennung der Frau als individuelle Person, die alle Rechte hat. Henrietta Szold gehörte zu den ersten Frauen, die am Jewish Theological Seminary in New York zugelassen wurden. Später organisierte sie die Jugend-Alija, die vielen jüdischen Kindern in der Nazizeit das Leben rettete. Auch das Purim-Fest (siehe dazu unseren weiteren Beitrag) erinnert an eine bedeutende jüdische Frau, die persische Königin Ester. Im Talmud steht, dass man die Frauen immer schätzen muss, jeden Tag ehren und respektieren.

Im Rahmen des Kulturprogramms des Zentralrates der Juden in Deutschland kamen die Berliner Musiker Karsten Troyke, Sharon Brauner, Harry Ermer und Daniel Weltlinger in unsere Gemeinde. Fast zwei Stunden begeisterten sie die knapp 200 Zuhörer mit ihrem Feiertagskonzert zum Thema „Bei mir bist du shejn“. Die talentierten Künstler haben alle Gäste bezaubert. Die zwanzig vorgestellten Lieder in Jiddisch, Hebräisch, Deutsch und Russisch ließen niemanden gleichgültig, im Saal herrschte eine feierliche Atmosphäre.

Purim

Mit großer Freude haben wir wieder zusammen mit den Mitgliedern des „Freundeskreises Israel in Regensburg“ das Purimfest gefeiert, zum zweiten Mal in der wunderschönen, lichtdurchfluteten Neuen Synagoge Regensburg. Unser Rabbiner Josef Chaim Bloch erzählte beim Schiur das Wichtigste über Purim, dem freudigen Gedenktag, insbesondere über die Errettung der Juden durch Königin Ester in Persien. Er erinnerte an die Geschichte von Ahaschverosch, Mordechai, Haman und Ester.

Am 14. Adar 5780, nach dem Morgengebet und der Lesung der Megilat Ester,



Rabbiner Josef Chaim Bloch

wurden die Anwesenden zu einem festlichen Frühstücksbrunch in den neuen Gemeindesaal gebeten. Der Rabbiner betonte, dass jedes Mitglied bei der Feier alle vier Mizwot von Purim erfüllen müsse. Nach der Se'udat Purim und dem gemeinsamen Bentschen konnten die Gäste Geschenkpäckchen erwerben, die dann als Mischloach Manot weiter verschenkt wurden. Anschließend wurde eine Spendentüte herumgereicht, um für bedürftige Menschen in Israel zu sammeln. Purim 5780 feierten die Regensburger mit Hamantaschen, Wein, Safft und Wodka. Auch ein feierlicher Tisch mit verschiedenen Speisen, israelischen Spezialitäten, Kaffee, Tee und Kuchen war von den Gemeindegköchinnen vorbereitet worden.

Pessach

„Corona brems das religiöse Leben.“ Unter diesem Titel hat die Journalistin Dagmar Unrecht einen Artikel für die Mittelbayerische Zeitung vom 9. April verfasst. „Gottesdienste in Kirchen, Synagogen und Moscheen finden derzeit nicht statt. Rituale fallen aus. Das macht erfinderisch“, schrieb sie. „Wir können dieses Jahr leider nicht zusammen in der Synagoge feiern“, bedauerte Ilse Danziger, Vorsitzende der Gemeinde, zu der rund 950 Mitglieder gehören. Aber die Gemeinde hätte sich etwas einfallen lassen. „Wir haben Pakete für das Pessach-Fest zusammengestellt und an ältere Gemeindeglieder verteilt“, berichtete Ilse Danziger. In den Päckchen befanden sich ein Kilogramm Mazzen, das traditionell zum Fest verzehrt wird, eine Flasche Kiddusch-Wein, ein süßer Rotwein, der zu besonderen Feiern getrunken wird, außerdem ein Kilogramm Mazze-Mehl zum Backen, „gefüllter Fisch“ und ein Glas Salzgurken.

„Auch ein Gebetbuch liegt im Paket“, erzählte Danziger. Darin enthalten sei die genaue Beschreibung, wie ein Seder-Abend ablaufen kann. Dazu gehören das gemeinsame Gebet, das Essen und Lesungen zur Geschichte vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. Darüber hinaus enthält das Päckchen laut Danziger noch weitere Lektüre zum Pessach-Fest und zwei Briefe, einen von der Jüdischen Gemeinde und einen vom Rabbiner. Insgesamt 150 Pakete wurden in der Gemeinde gepackt und persönlich bei älteren Gemeindegliedern in der Stadt vorbeigebracht. Auch die Vorsitzende selbst hat einen Tag Päckchen ausgeliefert. „Ein gutes Gefühl“ sei das gewesen: „Die Leute haben sich sehr gefreut.“ Gerade für ältere Menschen sei es schwer, in dieser Zeit allein oder von der Familie getrennt zu sein. „Das ist eine einschnei-



Gemeinde-Vorsitzende Ilse Danziger mit Enkelkindern. Alle Fotos: Dmytro Melnyk

dende Erfahrung“, sagte Danziger. Ängste und Verunsicherung seien spürbar. „Eigentlich ist Pessach ein großes Familienfest, das gemeinsam mit Großeltern und Enkelkindern gefeiert wird.“

Danziger selbst hatte Pessach zusammen mit ihren beiden Kindern und den drei Enkelkindern gefeiert. Danzigers 93-jährige Schwiegermutter fehlte allerdings beim Familienfest. „Nur mein Mann geht derzeit zu ihr“, erzählte sie der Zeitung. So werde versucht, dass Risiko einer Ansteckung möglichst gering zu halten. Pessach-Produkte waren laut Danziger auch über die Gemeinde erhältlich. Es seien größere Mengen bestellt worden.

Schawuot

Das Schawuot-Fest haben wir wegen der Corona-Pandemie zu Hause gefeiert. Ende Mai hat die Jüdische Gemeinde eine großartige Aktion durchgeführt. Zu diesem wichtigen Fest bekamen wir ein Geschenk. Die Mitarbeiter der Gemeinde brachten uns eine Flasche israelischen Wein, Kuchen und Süßigkeiten nach Hause. Das war wunderbar und wir dankten herzlich. Und unser Rabbiner Josef Chaim Bloch schrieb an alle diesen Brief: „Liebe Gemeindeglieder und liebe Freunde, wir stehen kurz vor dem Schawuot-Fest und ich möchte diese Gelegenheit nutzen, Ihnen einen schönen Jom-Tow und Chag Sameach zu wünschen. Gestatten Sie mir, einen Denkanstoß, den ich vor einigen Tagen erfahren habe, an Sie weiterzugeben. Ein 93-jähriger Mann aus Italien, der an der grassierenden Pandemie erkrankt war und zeitweise an einem Atemgerät angeschlossen war, und G'tt sei Dank wieder gesund wurde, begann, noch immer hospitalisiert, zu weinen. Die Ärzte im Spital fragten ihn, warum er weint, vielleicht wegen der großen Kosten, die auf ihn zukommen werden, für die Benutzung des Beatmungsgerätes?

Seine überraschende Antwort war, dass er wegen der hohen Kosten nicht weine,

obwohl dies eine große Last für ihn sei, jedoch bedauerte er sehr, dass er 93 Jahre lang ohne Bezahlung die Luft des lieben G'ttes benutzt habe, und sich dafür noch nicht einmal bedankt habe. Jetzt erst habe er verstanden, wie wertvoll es ist, gesund atmen zu können und dies zum Nulltarif. Wieviel sollten wir G'tt gegenüber unsere Dankbarkeit zeigen, dafür, dass wir stets so viele Gnaden und Gaben während unseres Lebens von IHM erhalten. Schawuot, das Fest der Tora-Offenbarung, die Tora, unser Lebenselixier, sagt uns deutlich, wie wir G'tt gegenüber unsere Dankbarkeit bezeugen können, und zwar, indem wir versuchen, seinen Willen zu befolgen und auf diese Art es nicht beweinen und bereuen zu müssen, IHM nicht gedankt zu haben. Versuchen wir, unsere Dankbarkeit dem lieben G'tt gegenüber mit der Verbundenheit zur Tora, unseren Willen zu zeigen, wie sehr wir dankbar sind für Alles, was ER uns gibt. In diesem Sinne wünsche ich uns allen einen schönen Schawuot und weiter gute Gesundheit für die Zukunft und alles Gute.“

Schachmeisterschaft

Zum Turnierauftritt trafen sich am 4. März 24 Schachspieler/innen in den Räumen der Jüdischen Gemeinde. Die Vorsitzende Ilse Danziger ließ es sich nicht nehmen, den Abend mit einer Führung durch die neue Synagoge zu beginnen. Anschließend waren alle Teilnehmer zu einem kleinen Imbiss eingeladen, ehe es etwas verspätet an den Schachbrettern zur Sache ging.

Als klarer Turnierfavorit ging FM Jens-Uwe Pohl-Kümmel ins Rennen und untermauerte seine Siegambitionen eindrucksvoll mit drei Auftaktsiegen. Als ihm Tobias Brunner in der 4. Runde das erste Remis abtrotzte, wurde es noch einmal spannend. In der Schlussrunde kam es dann zu einem echten Endspiel. Alexander Ließ hatte bis dahin genau wie der Turnierfavorit 3,5 Punkte auf seinem Konto gesammelt. FM Jens-Uwe Pohl-Kümmel blieb dann aber im direkten Duell siegreich und gewann damit das erste Turnier um die „Regensburger Schnellschachmeisterschaft 2020“ mit einem halben Punkt Vorsprung. Tobias Brunner und Lorenzo Barca kamen auf den Plätzen 2 und 3 punktgleich über die Ziellinie, wobei jedoch die bessere Buchholzwertung Tobias Brunner den 2. Platz bescherte.

Punktgleich mit den beiden musste sich Wolfgang Bunk mit dem undankbaren 4. Platz zufrieden geben. Die Jugendwertung (U18) gewann Liliane Pavlov, Mujo Palamar wurde als bester Senior (Ü60) ausgezeichnet.



Die Überlebenden Pola Brener und Klara Barska mit den Vorstandsmitgliedern Ilse Danziger und Volodimir Barsky.

Seid ewig lebendig

Jährlich erinnern wir uns an die Verstorbenen und ehren die lebenden Opfer der Shoa. Zum 75. Jahrestag des Kriegsendes hatten wir eine Veranstaltung geplant, aber wegen der Coronakrise hatten wir keine Möglichkeit, dieses denkwürdige Ereignis zu feiern. Trotzdem gratulierte die Gemeinde allen Veteranen zum Jahrestag der Befreiung Europas vom Nationalsozialismus und wünschte ihnen viel Gesundheit und Kraft.

Jeder der 19 Regensburger Überlebenden bekam ein Geschenk und ein Glückwunschschreiben. Dmytro Melnik brachte allen Veteranen eine Flasche Kiddusch-Wein, Pralinen und Schutzmasken. Der Zentralrat der Juden in Deutschland begrüßte und ehrte alle Veteranen. Präsident Dr. Schuster schrieb: „...es ist uns eine große Ehre, Ihnen anlässlich des 75. Jahrestages des Kriegsendes, die in Erinnerung an dieses Ereignis angefertigte Ehrenurkunde des Zentralrats der Juden in Deutschland zukommen zu lassen. Umso mehr wissen wir es zu schätzen, dass Sie dem demokratischen Deutschland das Wichtigste, Ihre Kinder und Enkelkinder, anvertraut und damit die neue jüdische Gemeinschaft hierzulande entscheidend mitgeprägt haben.“

Würzburg

Mazal Tow Alexandra

Ende April feierte die hoch geschätzte Gemeinde-Mitarbeiterin Alexandra Golosowskaja ihren 70. Geburtstag und der Gemeinde-Vorsitzende Dr. Josef Schuster gratulierte persönlich. „Wir wünschen

Dir, dass auch das kommende Lebensjahr Dich mit vielen schönen Erfahrungen beschenken wird und wir wünschen Dir alles Gute, Gesundheit und viel Erfolg für alle Deine Pläne, von ganzem Herzen Mazal Tow, bis 120. Meine Vorstandskollegen haben mich ausdrücklich gebeten, dass ich ihre besten Wünsche ebenfalls ausrichte“, sagte Schuster, der seine Glückwünsche auch mit einem herzlichen Dank für das herausragende Engagement von Alexandra Golosowskaja in der Würzburger Gemeinde verband. „Um zu verstehen, wie groß Deine Verdienste in der Gemeinde sind“, sagte der Vorsitzende, „muss man einen Blick zurückwerfen in die 1990er Jahre.“

Alexandra Golosowskaja kam im Dezember 1992 nach Deutschland. „Ich bin in Kiew in der Ukraine geboren“, erzählt sie, „und ich kam damals mit meinem Mann, meiner Mutter und unseren zwei Kindern zuerst nach München. Unser Hauptziel war eine sichere Zukunft und normale menschliche Verhältnisse für uns und unsere Kinder. Die späteren Entwicklun-



Alexandra Golosowskaja

gen in unserer Heimat zeigen deutlich, dass unsere Entscheidung richtig war.

Nach drei Tagen wurden wir aber mit der ersten Gruppe jüdischer Zuwanderer nach Würzburg umverteilt“. Die Diplom-Elektroingenieurin war in der Ukraine mit dem Aufbau und der Entwicklung von Hochspannungsleitungen beschäftigt und ihre Eltern und Großeltern waren seit drei Generationen Ärzte und Rechtsanwälte in Kiew.

Die starke Zuwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion war für alle Jüdischen Gemeinden eine große Herausforderung. Die Entwicklung von neuen sozialen Angeboten für die zugewanderten Menschen und der Aufbau von neuen Gemeinde-Einrichtungen waren auch in der Würzburger Gemeinde notwendig. „So aber wurde die Gemeinde zum Wegbereiter für ein Zuhause der neuen Mitglieder“, sagt der Vorsitzende Josef Schuster, „in dem die Menschen ein offenes Ohr, Unterstützung und Begleitung fanden.“ Und zu Frau Golosowskaja gewandt ergänzt er: „Gemeinsam mit meinem Vater David Schuster sel. A. hast Du mutig die ersten großen Schritte in die Zukunft gemacht. Ihr wart Idealisten und echte Pioniere auf diesem schwierigen Weg.“

Und die Jubilarin erzählt: „Alle Ämter der Stadt funktionierten sehr gut und waren gut organisiert, was nicht zuletzt dem Einfluss der Jüdischen Gemeinde zu verdanken war. Am vierten Tag in Würzburg kam Herr David Schuster s.A. persönlich zu uns ins Wohnheim, er hat uns im Namen der Jüdischen Gemeinde zum Schabbat-Gottesdienst eingeladen. Seit diesem Tag besteht unser enger Kontakt zur Gemeinde.“

Auch Dr. Schuster kann sich an diese Zeit sehr gut erinnern: „Als fachlich kompetente Person hast Du maßgeblich am Aufbau neuer Gemeindestrukturen mitgewirkt, Verantwortung übernommen und neuen Schwung und neue Impulse eingebracht. In den Bereichen Wohnen, Arbeiten, Begegnung und Beratung hast Du dazu beigetragen, die Lebensqualität der jüdischen Menschen zu verbessern und deren Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu fördern. Ohne Deine Mitwirkung wäre das nicht denkbar gewesen.“

Einige Jahre war Alexandra Golosowskaja ehrenamtlich in der Gemeinde tätig, aber im Jahr 2000 erfolgte eine Festanstellung im Gemeindebüro. „Da ich praktisch alle Zuwanderer seit 1993 kannte“, erzählt sie, „war ich mit der Aufnahme, Mitgliederstatistik, Organisation der jüdischen Feste, Religionsunterricht, Claims Conference-Fragen und der Begleitung und Dolmetschen für die Gemeindemitglieder beschäftigt. Seit der Eröffnung 2006 unseres Shalom-Europa-Gemeindezentrums kamen auch Aufgaben im Mu-

seum und das Veranstaltungs-Management dazu“.

Und der Vorsitzende bekräftigt: „Seit Jahren begleitest und unterstützt Du die Menschen der Gemeinde hervorragend. Mit Deinem reichen Erfahrungsschatz und Wissen inspirierst und bereicherst Du das jüdische Leben, insbesondere die jüngere Generation. Wir sind eine junge Gemeinde, aber gerade deshalb angewiesen auf die langjährige Erfahrung der älteren Generation. Für Deine langjährige Mitarbeit, Deine stets loyale und herzliche Wesensart danke ich Dir sehr herzlich.“

Benno Reicher

Auf den Spuren des fränkischen Landjudentums

Unser Projekt „Regionales bayerisches Jugendzentrum“ wurde von der Gemeinde Würzburg und mit finanzieller Unterstützung durch den Zentralrat der Juden in Deutschland auf die Beine gestellt. Wir sind bestrebt, jüdische Jugendliche aus kleinen Gemeinden in ganz Bayern zusammenzubringen, indem wir gemeinsame Projekte und Ausflüge organisieren. Im Februar dieses Jahres haben wir uns zum ersten Mal zu einer Madrichim-Schulung in Würzburg zusammengefunden. Doch leider entstand eine riesige Lücke zwischen dem ersten und einem weiteren Treffen wegen Einschränkungen durch Covid-19. Die Vorfreude auf ein Wiedersehen mit alten Bekannten und die Hoffnung, neue Leute kennenzulernen, wurde dadurch nur noch verstärkt. Das Ziel des nächsten Regionaltreffens war das Jüdische Kulturmuseum Veitshöchheim in einem Vorort von Würzburg. Das Außergewöhnliche an dieser historischen Synagoge macht aus, dass sie eine der wenigen noch erhaltenen jüdischen



Auf dem Main-Schiff.

Gebetshäuser in Deutschland nach der Shoa ist.

Sobald sich alle 45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Hof, Regensburg, Augsburg, Bamberg und Würzburg an der Anlegestelle in Würzburg eingefunden hatten, konnte die Schifffahrt nach Veitshöchheim endlich losgehen. Wir genossen die Aussicht auf die Natur am Mainufer bei sagenhaftem Sommerwetter und unterhielten uns mit unseren Bekannten und Freunden.

Vor Ort angekommen, erhielten wir von Alexander Shif, dem Würzburger Jugendleiter, eine Führung durch das Museum. Neben den historischen Informationen war für ihn von elementarer Bedeutung, die Message zu vermitteln, man fühle sich manchmal unbedeutend und verloren, wenn man in einer großen Synagoge verweilt. In dieser kleinen Gemeinde hingegen hat jeder über eine persönliche

Aufgabe verfügt und seinen Platz gehabt. Während der Führung hatten die Jugendlichen die Möglichkeit, ein von uns Würzburger Madrichim erstelltes Quiz über das Erlernte zu bearbeiten. Daraufhin erfolgte ein Spaziergang durch den Hofgarten im Schloss Veitshöchheim. Dann ging es auch schon zurück nach Würzburg, wo sich unsere Wege trennten.

Die Enttäuschung war nicht allzu groß, da alle wussten, dass sie sich auf ein baldiges Wiedersehen freuen können. Wir sind mehr als glücklich, das Projekt weiterzuführen und hoffentlich noch viele neue Gesichter bei uns begrüßen zu können.

Lea Shif,

Madricha Jugendzentrum Keschet

Museum Shalom Europa

Das Museum Shalom Europa im Würzburger Gemeindezentrum grüßt alle Freunde zum jüdischen Neujahrsfest auf der Webseite www.museumshalomeuropa.de mit dem Musikvideo „Rosch Ha Schana ba: Das Neue jüdische Jahr kommt“. „Das Video wurde vom Würzburger Konzertsänger Igor Dubovsky aufgenommen und von seiner Frau Larissa Dubovska mit Bildern der Kreativen Malgruppe der Jüdischen Gemeinde gestaltet“, teilte Annette Taigel mit.

Das vom verstorbenen Judaisten Professor Karlheinz Müller geprägte Museum (s. dazu JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 6.4.2020) wird von ehrenamtlichen Mitarbeitern betreut, die bisher von Prof. Müller ausgebildet wurden. „Wir haben unter uns Ehrenamtlichen noch mit ihm zusammen einen kleinen Kreis aufgebaut“, sagt Taigel, „der Organisatorisches und Praktisches rund um die Führungen im Museum handhabt.“ Auch die regelmäßigen Fortbildungen sollen fortgesetzt werden.

bere.



Besuch der Synagoge.

Fotos: Shalin Belanski

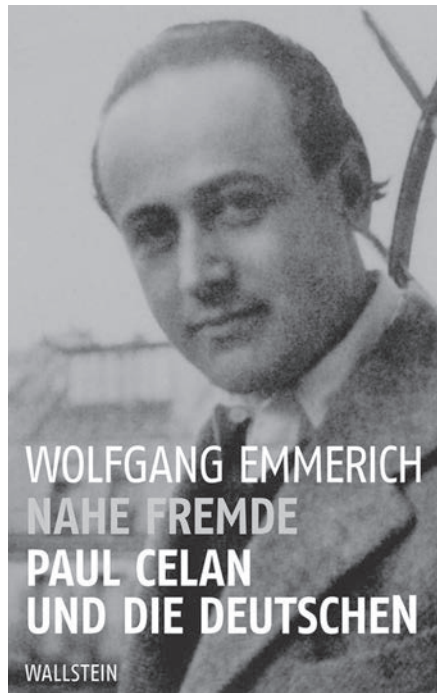
Paul Celan und die Deutschen

Der Titel des Buches von Wolfgang Emmerich, emeritierter Professor der Universität Bremen und ausgewiesener Forscher zu Paul Celan, „Nahe Fremde. Paul Celan und die Deutschen“, verspricht eine Untersuchung zu dem Verhältnis zwischen Celan und den Deutschen. Jedoch nimmt Emmerich dieses Verhältnis nicht von einem neutralen Standpunkt aus in den Blick, von dem aus – gleich gewichtet – die Begegnungen dargestellt würden, sondern von dem biographischen Standpunkt Paul Celans aus, von dem aus er nach den „Wandlungen (im) Verhältnis des Dichters zu Deutschland und den Deutschen“ fragt. Damit vergibt Emmerich die Chance, endlich einmal aus historischer Perspektive objektiv das vielschichtige Verhältnis, in dem die Deutschen und Paul Celan zueinander standen oder auch voneinander Abstand nahmen, aufzuzeigen.

Stattdessen stellt sich Emmerich ganz auf die Seite Celans, von dem aus die Begegnung mit den Deutschen einseitig dargestellt wird. Die Deutschen erscheinen auf diese Weise durchweg als „immer noch verstockte, wirtschaftswunderlich selbstzufriedene Gesellschaft“. Diese Art des Formulierens ist für Emmerichs Buch symptomatisch. Hier schreibt ein Deutscher in sehr engagierter Weise über einen Juden, für den er eintritt. Seine Formulierungen sind deshalb oft polemisch, wie an der eben zitierten Stelle. Das Wort „verstockt“ gehört im deutschen Sprachgebrauch traditionell zum Repertoire des christlichen Antijudaismus („verstockte Juden“), „wirtschaftswunderlich“ ist eine polemische Abwertung der Erfolgsgeschichte der deutschen wirtschaftlichen Entwicklung von den späten 50er Jahren an. Es fehlt hier also der sachliche Ton.

Doch für Paul Celan und ganz allgemein das jüdische Schicksal im Holocaust fehlt Emmerich auch eine durchdachte, sensible Sprache. Wie oft habe ich in diesem Buch gelesen, dass einem Juden oder einer Jüdin, die den Holocaust überlebten, dies „mit Glück“ widerfahren sei. Anderes fällt ihm dazu nicht ein. Und wenn eine Situation, die der Autor schildert, aus seiner Perspektive nicht so verlaufen ist, wie man sich das vielleicht vorstellt, benutzt er als Lieblingswort ohne Ausnahme „Irritation“.

Ein weiteres Manko seiner Parteinahme für Paul Celan ist, dass er einen recht naiven Maßstab an die Ereignisse anlegt. Für Paul Celans oft beschriebenen Auftritt bei dem Treffen der „Gruppe 47“ 1952 in Niendorf an der Ostsee, bei dem



er die „Todesfuge“ vortrug, stellt sich der Autor vor, wie die Reaktion der Zuhörenden hätte sein müssen, aber nicht war. Diese Naivität hätte ich einem gestandenen deutschen Hochschullehrer nun doch nicht zugetraut. An Stelle eines „längeren betroffenen Schweigens“ folgte eine „schroffe, ästhetisch verbrämte Kritik“. Sind nicht alle Literaturwettbewerbe von der Atmosphäre eines Haifischbeckens geprägt? Zu Beginn dieses Kapitels meint Emmerich zudem, es sei „vielleicht schon zu viel“ über dieses Ereignis geschrieben worden. So arrogant sollte man die Kollegen in ihren Bemühungen nicht abqualifizieren. Emmerichs eigene Darstellung ist dann eher lächerlich, weil er sich Illusionen über den Kulturbetrieb macht, anstatt ihn – für die heutige Zeit gewinnbringend – zu analysieren.

Zudem stört an diesen wie an weiteren Stellen des Buches die Darstellung von Celans Liebesverhältnissen. Dass er Ingeborg Bachmann wiederholt als Celans Geliebte tituliert und nicht von dem Liebesverhältnis beider spricht, ist ebenso verfehlt, wie der eingeschobene Nebensatz „merkwürdig genug“ zu Celans Liebesverhältnis mit Brigitta Eisenreich, einer Österreicherin, das fast gleichzeitig mit Celans Eheschließung begann und beinahe 10 Jahre dauerte.

Wenn eine historische Analyse sinnvoll gewesen wäre, um die Vielschichtigkeit des Verhältnisses von Celan und den Deutschen aufzuzeigen, weicht Emmerich aus. Die Frage, ob die „Reintegration

der Mitläufer möglicherweise unvermeidlich“ gewesen sei, die er im Kapitel über den Bremer Literaturpreis 1958 an Celan stellt, lässt Emmerich unbeantwortet. Das stehe „hier nicht zur Debatte“. Dabei hätte solcher Art Fragen mehr Einblick in die bundesrepublikanische Realität in den Nachkriegsjahrzehnten gewähren können und die pauschalen negativen Urteile Emmerichs über diese Gesellschaft verhindert. Für die späten 60er Jahre z.B., also noch zu Lebzeiten Celans, wäre zu berücksichtigen, dass das israelische Duo Abi und Esther Ofarim in der Bundesrepublik außerordentlich erfolgreich war. Sie scheuten auch nicht davor zurück, an Jom Kippur ein Deutschlandkonzert zu geben.

Die letzten Kapitel von Emmerichs Buch, die die letzten Jahre bis zum Freitod im April 1970 in Paris schildern, sind geprägt von einer immer stärkeren Enttäuschung von der bundesrepublikanischen Gesellschaft, von der sich Celan abgelehnt sah. Für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland waren dies jedoch Jahre der gesellschaftlichen Öffnung. Ich erinnere mich gut daran, wie mein Vater mir von der euphorischen Stimmung in der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf angesichts des Besuches des damaligen Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger in der gerade erst neu gegründeten Bnai Brith Loge berichtete. Dieser Besuch bedeutete eine hohe Ehre.

Somit ist das Buch „Paul Celan und die Deutschen“ eher die biographische Nachzeichnung der Geschichte eines fortgesetzten Erleidens. Im Verhältnis von Paul Celan zu den Deutschen ändert sich im Laufe der Jahre nichts, weil sich – so der Tenor von Emmerichs Buch – in der Geschichte der Bundesrepublik nichts ändert. „Was hätte helfen können“, fragt Emmerich im vorletzten Kapitel, das den Freitod zum Thema hat. „Mehr Verständnis“, reklamiert Celan, im Grunde sehr bescheiden. Es ist das, was er vor allem von den deutschen Kollegen erwartete, pointiert gesagt: von Deutschland.“

Doch der Kommentar von Emmerich, dass Celans Erwartung „im Grunde sehr bescheiden“ gewesen sei, ist verfehlt. Denn er lässt an dieser Stelle unerwähnt, wofür denn Celan eigentlich mehr Verständnis erwartet hätte. Dieses „Wofür“ formuliert Emmerich aber bereits im 1. Satz des 1. Kapitels seines Buches. Es ist ein hoher Anspruch und bildet den Kern von Celans Selbstverständnis und auch von Emmerichs Sicht auf Celan.

„Paul Celan ist ein deutscher Dichter jüdischer Herkunft.“

Dieser Satz macht eine Aussage über den existentiellen Status des Menschen Paul Celan. Dieser Status, der bei anderen Menschen durch ihre Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder einem Volk ausgedrückt wird, wird für Celan durch die Berufung zum Dichter festgelegt, genauer: zum deutschen Dichter. Die jüdische Herkunft kommt hier noch hinzu. Alle anderen Formulierungen, z.B. die, dass Celan ein deutschsprachiger Dichter ist, oder ein deutsch-jüdischer Dichter bzw. ein deutschsprachiger jüdischer Dichter, hätten einem anderen Selbstverständnis für Celan Ausdruck gegeben und daraus folgend eine andere Darstellung seines Verhältnisses zu Deutschland. Celan ist aber, wofür er Verständnis eingefordert hat, ein Dichter für die Deutschen, ein deutscher Dichter.

Dieser Anspruch jedoch ergibt für seine Biographie ein sein Leben lang existierendes Dilemma. Auf der einen Seite steht die „politische Urszene“, die „Verfolgung und Vernichtung der Juden unter der NS-Herrschaft“, auf der anderen Seite der hohe Anspruch an sein Dichten, in dem er sich in die „pontifikale Linie der deutschen Poesie (mit Brecht zu sprechen), (der) Hölderlin-George-Linie“ eingereiht sah.

Emmerich greift diesen Punkt im Kapitel über Celans Treffen mit Martin Heidegger und die gemeinsame Vorliebe für Hölderlin auf. Hier wird eine Tradition gegenwärtig, nach der die Poesie oder die Dichtung letztlich einen metaphysischen Wert besitzt, der Dichter zu seinem Werk be-

rufen ist, um die Menschheit in die Wahrheit ihrer Existenz zu führen. Der Dichter als Seher und damit als Wegweiser ist eine von der Antike ererbte Tradition, die Stefan George im frühen 20. Jahrhundert, an Hölderlin anknüpfend, wieder belebte.

Entsprechend dieser Tradition kann Emmerich das „Vermächtnis Paul Celans“ als deutscher Dichter formulieren, „dass er mit seinem gelebten und erlittenen ‚Jude sein‘ [...] ‚nach Deutschland‘ gegangen ist und einem lesenden Publikum Gedichte übergeben hat in der Sprache, die er mit seinen Lesern teilt: einer deutschen Sprache, die hindurchgegangen ist ‚durch die tausend Finsternisse todbringender Rede‘ und – ‚wieder zutage getreten ist, ‚angereichert‘ von all dem.“ Das ist ebenso eine Idealvorstellung, die an der historischen Wirklichkeit vorbeigeht, wie der Satz „Er stellte sich ein deutsches Vaterland als den Wohnsitz ‚freundlicher Geister‘ vor“.

Celan teilte aber eben nicht die deutsche Sprache mit seinen deutschen Lesern, weil sein Deutsch eine ganz andere Entwicklung genommen hatte. Sein Deutsch hat er in seiner Familie in der bukowinischen Heimat erworben, es teilt nicht die Sprachstufe, die zur gleichen Zeit die Deutschen im Umgang miteinander entwickelt haben. Die deutsche Sprache ist auch keineswegs, aus der Perspektive der Deutschen, durch tausend Finsternisse gegangen, sondern hat eine durchaus vielschichtige Verwandlung erfahren, die Victor Klemperer in seinem „Lingua Tertii Imperii“ (LTI), aber auch der Romanist Werner Krauss in zwei unmittelbar nach

dem 2. Weltkrieg veröffentlichten Aufsätzen zur deutschen Sprache im Dritten Reich und danach analysiert haben.

Insofern ist Paul Celans Vorstellung über seine kulturgeschichtliche oder gar metaphysische Bedeutung, die er als Dichter für die Deutschen hätte haben müssen, eine Illusion oder ein Missverständnis. Dass er mit seinem Werk jedoch letztlich in den Jahren nach seinem Tod, in denen sein Ruhm als Dichter gewachsen ist und seine Bedeutung für die deutsche Literatur anerkannt worden ist, doch die deutsche Sprache „angereichert“ hat, ist damit nicht bestritten.

Heute gilt Paul Celan als der repräsentative Dichter einer deutsch-jüdischen Literatur, von dem die deutsche Sprache und ihre poetischen Möglichkeiten bereichert wurden und weiterhin werden. Jedoch könnte gerade aus heutiger Perspektive ein Anspruch, der sich aus einer quasi-religiösen Dimension der Bedeutung von Dichtung für die Menschheit legitimiert sieht, nicht mehr verstanden werden.

Die Lektüre von Wolfgang Emmerichs Buch hinterlässt letztendlich einen zwiespältigen Eindruck. Man erhält sehr viele Einblicke in den Kulturbetrieb der frühen Bundesrepublik, auch die Interpretationen der Celan-Gedichte sind aufschlussreich. Bei der Wertung oder Beurteilung der Wirkung Paul Celans in Deutschland schüttelt man ein ums andere Mal den Kopf.

Daniel Hoffmann

Wolfgang Emmerich: *Nahe Fremde. Paul Celan und die Deutschen*, 400 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2020, www.wallstein-verlag.de.

Limassol

Limassol ist eine Stadt auf Zypern, in der sich der todkranke palästinensische Dichter Hani aus dem Gazastreifen mit seinem als Terroristen gesuchten Sohn treffen will. Der Dichter wird von der israelischen Schriftstellerin und Friedensaktivistin Daphna begleitet. Eingefädelt hat das Treffen ein beiden als Investmentbanker bekannter Mann, der Ich-Erzähler. Die Leser*innen wissen, dass er ein Agent des Inlandsgeheimdienstes Schaback ist, dessen Aufgabe es ist, Anschläge auf die israelische Bevölkerung zu verhindern. Dass dabei keine Samthandschuhe zum Ziel führen, ist klar.

Was das aber bedeuten kann, wird in einer erschreckenden Verhörszene vorgeführt. Es geht um „die“ oder „wir“. Dabei verliert der Protagonist zunehmend den Boden unter den Füßen. Die Arbeit an dem Projekt mit Daphna erhält für ihn darum eine existentielle Dimension. Er führt sich bei ihr ein, um als Gegenge-



wicht zum Berufsalltag literarisches Arbeiten zu lernen. Überdies hilft er, Daphnas drogenabhängigen Sohn zu finden. Die verschiedenen Stränge der israelischen Gegenwart verbindet Yishai Sarid zu einem spannenden, zutiefst erschreckenden Szenario.

Der 1965 geborene Autor lebt und arbeitet in Tel Aviv. Er war Nachrichtensprecher in der Armee, wurde Staatsanwalt und ist nun Rechtsanwalt und Schriftsteller. Das Buch erschien erstmals 2010 auf Deutsch und wurde 2019, nach Erscheinen seines zutiefst verstörenden Romans „Monster“ (siehe dazu JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, 19. Dezember 2019) wieder aufgelegt. Das Buch liest sich wie ein Thriller und ist unbedingt lesenswert.

Angela Genger

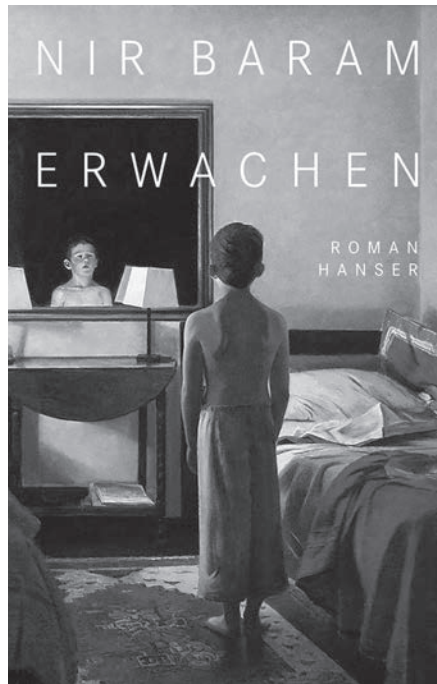
Yishai Sarid: *Limassol*, 208 S., Verlag Kein & Aber, Zürich-Berlin, 2019, www.keinundaber.ch.

Erwachen

Drei Romane sind bisher vom 1976 geborenen israelischen Autor Nir Baram erschienen: 2012 der Roman „Gute Leute“ (2010 auf Hebräisch), für den er den Preis des Premierministers für hebräische Literatur und den Premio Roma für Literatur erhielt, in dem die Protagonisten in den 30er und 40er Jahren in Europa mit den grausamen Realitäten der vermeintlich richtigen Ziele ihrer Regierungen konfrontiert werden. In „Weltschatten“, 2016 bei Hanser auf Deutsch erschienen, geht es um die globalen Player von Wahlkampagnen, angesichts der 2018 bekanntgewordenen Rolle von Cambridge Analytica im letzten amerikanischen Wahlkampf hochaktuell.

Ist der Sohn und Enkel israelischer Politiker also ein politischer Schriftsteller?

Von diesen weltgeschichtlichen Dimensionen ist der neue Roman „Erwachen“ von Nir Baram auf den ersten Blick weit entfernt. Vom Ich-Erzähler Jonathan erfahren wir von seiner Kindheit und Jugend, in der der Freund Joel ihm immer mehr entgleitet, seine Mutter qualvoll an Krebs stirbt, sein verehrter Bruder zum Gegner und die junge Familie fast nicht zu halten ist, als er, der Schriftsteller, in eine Schaffenskrise gerät.



Sein Ausweg scheint immer die Entfernung zu sein, die er zwischen sich und den Anderen schafft. Dabei ist die Verbindung zu Joel, mit dem er am Rande eines Wadis und im Schatten der Hohen Türme in Westjerusalem aufwächst, so eng und voller fantastischer Geschichten, dass

eigentlich nichts diese Freundschaft trüben sollte. Aber so war es nicht. Joel, der Charmante, Erfolgreiche, reißt alle Brücken ab, er zieht sich zurück in sein Kinderzimmer bei den Eltern, isoliert sich mehr und mehr und ist allmählich für niemanden mehr erreichbar.

Die Entwicklung beider Protagonisten springt vor und zurück. Nie entsteht vor den Augen der Leser*in eine Idylle. So wie die Hohen Türme mit den feindlichen Jugendlichen ihre Schatten werfen oder der gelbe Nebel im Wadi das Gefühl für Raum und Zeit erlöschen lässt, so sind weder Herkunftsfamilie noch Freundschaft, noch die eigene Familie oder der Beruf Schutzräume gegen die Katastrophe – aber es ist alles, was wir haben.

Nein, der Roman stimmt nicht fröhlich. Aber er ist ehrlich und versichert uns dessen, womit wir alle es zu tun haben. Er findet schöne Bilder, die bleiben. Er wendet den Blick auf unseren persönlichen Versuch, trotz allem ein gutes Leben zu führen. Und ist darum absolut lesenswert.

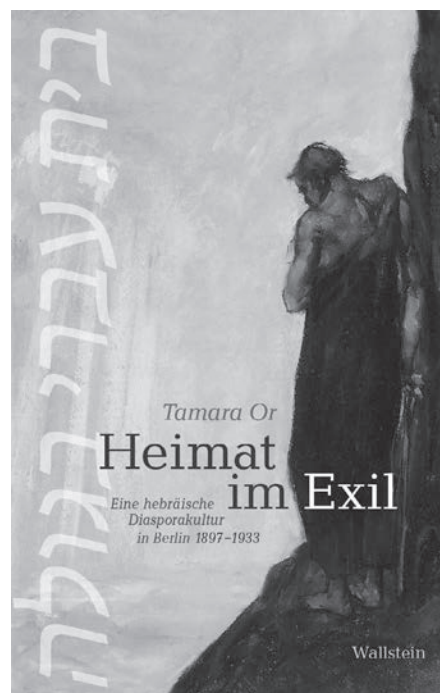
Angela Genger

Nir Baram: *Erwachen*, 352 S., Carl Hanser Verlag, München, 2020, www.hanser-literaturverlage.de.

Heimat im Exil

Für einen Christenmenschen gibt es drei Arten von Heimat. Einmal die, in der er geboren ist, dann die Heimat, in die es ihn, ob freiwillig oder unfreiwillig, verschlagen hat und in der es ihm wohl ergeht, und als dritte die Heimat, die auf ihn als die himmlische wartet. Für einen Juden gibt es hingegen, in einer ganz anderen Ausrichtung seiner Existenz, nur eine einzige Heimat, Erez Jisrael, die jedoch aufgrund der besonderen Entwicklung der jüdischen Geschichte einen heimatlichen Gegenpol hinzugewonnen hat, das Exil, in dem es ihm ebenfalls gut ergehen kann, das aber nicht von Dauer sein sollte.

Von dieser problematischen Art einer doppelten Heimat der Juden handelt für den Zeitraum vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Jahr 1933 in einem geografisch begrenzten Raum, dem wilhelminischen Berlin und dem Berlin der Weimarer Republik, Tamara Ors verdienstvolles Buch „Heimat im Exil. Eine hebräische Diasporakultur in Berlin“. Die Juden, die in diesem Zeitraum in Berlin leben, sind keine homogene Gemeinschaft, für die der Begriff „Exil“ oder „Diaspora“ von gleicher Bedeutung wäre. Vielmehr befinden sich in dieser Zeit neben deutschen Juden auch emigrierte



Juden aus Osteuropa in Berlin, die ihr Exil ganz anders verstehen. Aus dieser Konstellation heraus bilden sich soziale und kulturelle Prozesse, die Tamara Or auf den Begriff „eine hebräische Diasporakultur in Berlin“ hin zusammenfasst.

Or kann an wichtige wissenschaftliche Veröffentlichungen zu diesem außergewöhnlichen Phänomen – sie spricht einmal sogar vom „hebräischen Berlin der zwanziger Jahre“ – in der Vergangenheit anknüpfen. Ihre in drei Kapitel unterteilte Studie, die den Zeitrahmen von 1897 bis 1933 thematisch in drei Phasen gliedert, liest sich als intensive Begegnung mit einer ungewöhnlichen Kultur, die sich Ende des 19. Jahrhunderts zu formieren beginnt, nach dem Ende des Ersten Weltkrieges konsolidiert, um dann von Mitte der 20er Jahre an sich wieder allmählich aufzulösen.

Es sind zum größten Teil anschaulich erzählte Geschichten von faszinierenden jüdischen Persönlichkeiten, wie z.B. Jakob Klatzkin oder Simon Rawidowicz, und von Institutionen. Im Anhang des Buches befindet sich auf vier Seiten ein Organisationen- und Institutionenverzeichnis, das die Initiative sowie die Stärke dieser von Tamara Or auch „Hebräische Bewegung“ genannten hebräischen Diasporakultur in Berlin verdeutlicht.

Um deren Bedeutung in der Kulturlandschaft Berlins hervorzuheben, greift Or in der Einleitung eine kulturwissenschaftlich ausgeprägte Terminologie auf, die

jedoch in ihrer Allgemeinheit nur oberflächlich die kulturellen Phänomene der hebräischen Diasporakultur zu erfassen vermag. Begriffe wie „transkulturelle Austauschprozesse“, „Diversität“ oder „kulturelle Transferprozesse“ haben zwar einen akademisch anspruchsvollen Klang, genügen aber letztlich nur den Ansprüchen der wissenschaftlichen Diskurspartner, nicht jedoch den realen Phänomenen, die durch sie erfasst werden sollen. „Wirklichkeiten überrennen Begriffe“, schreibt Franz Rosenzweig 1918 an Helene Sommer.

Dass dieser Satz auch die wechselnden Terminologien der Kulturwissenschaften überholt, zeigt Tamara Or in den weitgehend von angestrenzter Begrifflichkeit befreiten Ausführungen des Hauptteils ihres Buches. Dass die Hebräische Bewegung „nur eine sehr kleine Gruppe innerhalb der in Berlin lebenden Juden“ darstellt, schmälert nicht den kulturellen Wert der intensiven Aktivitäten, mit denen sie ihr Ziel zu erreichen bemüht war. Tamara Ors historische Studie, die den Leser anschaulich hundert Jahre zurück-

versetzt, lässt sich auch als eindringliche Frage an unsere Gegenwart lesen. Der Leser begegnet hitzigen Diskussionen darüber, wie die Diasporaexistenz der Juden zu bewerten sei, ob als negativer, zu behebender Zustand, oder als eine gleichberechtigte Existenzform. Das Gelingen einer hebräischen Diasporakultur im Berlin der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hing auch davon ab, dass eine Infrastruktur für eine solche Kultur aufgebaut werden konnte.

Tamara Or erzählt von den temporär erfolgreichen Gründungen von hebräischen Zeitungen, hebräischen Buchverlagen, dem Hebräischen Volksheim. Das Selbstverständnis der hebräischen Bewegung war damals jedoch zudem abhängig von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in Palästina. Als in der zweiten Hälfte der 20er Jahre die Lage in Palästina „quasi zu einer Grenzschiebung“ führte, gewann die Überzeugung, dass Juden „für ihre nationale Selbstbestimmung nicht auf einen souveränen Staat angewiesen“ wären, in Berlin an Zustimmung. Die Vorstellung von Berlin als „das

neue jüdisch-nationale Babel“ blieb stets bewusst.

Auf diesem Hintergrund lassen sich aktuelle Fragen nach einer modernen jüdischen Identität in Deutschland neu formulieren. Tamara Or weist auf das Potential, dass die hebräische Diasporakultur für ein jüdisches Leben speziell in Berlin, wo heute viele Tausend Israelis dauerhaft leben, zur Formulierung ihres Selbstverständnisses beitragen kann. Die Offenheit, mit der solchen aktuellen Fragestellungen begegnet werden kann, unterscheidet unsere Zeit von den schwierigen politischen Situationen vor hundert Jahren. Umso wichtiger ist, dass sich unsere Zeit die Energie, mit der der Aufbau einer hebräischen Diasporakultur damals in Angriff genommen wurde, zum Vorbild nimmt.

Daniel Hoffmann

Tamara Or: Heimat im Exil. Eine hebräische Diasporakultur in Berlin, 1897–1933, Bd. 7 der Reihe: Charlottengrad und Scheunenviertel, hg. von Gertrud Pickhan und Verena Dohrn, 431 S., Wallstein-Verlag, Göttingen, 2020, www.wallstein-verlag.de.

Das Blaue vom Himmel

„Dass ich mit dem Judentum nicht gebrochen hatte“, soll der Historiker Hans-Joachim Schoeps gesagt haben, „war meinem konservativen Grundinstinkt zu verdanken, wonach jeder Mensch das Lebenserbe, in das er hineingeboren wird, mit seiner Existenz auszufüllen habe, ganz gleich, ob es ihm sympathisch ist oder nicht“ (siehe dazu auch die Rezension „Preußisch, konservativ, jüdisch“ in diesem Heft auf Seite 55).

Dieses Zitat auf die bayerische Schriftstellerin Carry Brachvogel zu beziehen, ist, zugegeben, reichlich gewagt. Die Tochter des jüdischen Kaufmanns Heinrich Hellmann und seiner zwanzig Jahre jüngeren Frau Zerlinda Karl-Hellmann wächst in der Münchner Residenzstraße auf.

Sie heiratet 1887 den katholisch-schlesischen Schriftsteller und Journalisten Wolfgang Brachvogel, der Redakteur bei den Münchner Neuesten Nachrichten ist. 1888 wird die gemeinsame Tochter Fedora geboren, ein Jahr darauf Sohn Heinz-Udo. Während Fedora religionslos bleibt, wird Heinz-Udo nach dem Vater römisch-katholisch getauft.

Die Beschäftigung mit Frauengestalten aus der Geschichte bringt sie schon früh auf die Idee, historische Romane zu verfassen. Aufgrund ihres schriftstellerischen Erfolgs und ihres Einsatzes für die Rechte der Frau gehört Brachvogel zu den herausragenden Frauengestalten Mün-



chens. Gemeinsam mit Emma Haushofer-Merk gründet sie den Verein Münchner Schriftstellerinnen. Ziel ist es, ein Netzwerk für schreibende Frauen zu bilden und auf deren schlechten Arbeitsbedingungen aufmerksam zu machen.

Nach dem Tod von Emma Haushofer-Merk wird Brachvogel Erste Vorsitzende des Vereins. Der Einfluss der nationalsozialistischen Bewegung macht allerdings auch vor dem Verein nicht Halt. Am 3. Mai 1933 treffen sich einige Mitglieder und beschließen Carry Brachvogels Rücktritt. Daraufhin wird der Verein aufge-

löst, Brachvogel mit einem Publikationsverbot belegt.

Von nun an lebt sie zurückgezogen in der Herzogstraße 55. Ihr Bruder Siegmund zieht zu ihr, am 22. Juli 1942 werden beide Geschwister auf einen Transport nach Theresienstadt geschickt. Während ihrer Deportation ist Carry Brachvogel 78 Jahre alt. Gezeichnet von den Entbehrungen und Demütigungen der letzten Jahre, unter verheerenden hygienischen Zuständen, stirbt sie nur vier Monate nach ihrer Ankunft im KZ am 20. November 1942.

Das literaturportal-bayern.de gibt einen Überblick über Bayerns vielfältiges Literaturangebot. Auch Carry Brachvogel wird dort gewürdigt. Seit sieben Jahren hat es sich die digitale Plattform unter dem Dach der Bayerischen Staatsbibliothek zur Aufgabe gemacht, das literarische Leben in Bayern in all seinen Facetten in Form von Essays und anderen Beiträgen online abzubilden.

Jetzt hat der Münchner Allitera Verlag aus dem Literaturportal Bayern in einem neuen Sammelband einige Autoren aus allen Regionen Bayerns, von Oberbayern nach Niederbayern, bis in die Oberpfalz und nach Franken vorgestellt, darunter auch Carry Brachvogel. Benno Reicher

Czoik, Kellner, Schley (Hg): Das Blaue vom Himmel, Bayerns Literatur in Essays, 266 S., Allitera Verlag, München, 2020, www.allitera-verlag.de.

Bis ans Maul der Bestie

Ende August 1939 brach Koloman Klein mit seiner Frau Elisabeth und der 14-jährigen Tochter Nelly von Wien in Richtung Belgien auf. Dorthin hatten es seine Schwiegereltern, Saul und Karoline Thalheim, nach dem Verlust ihres Geschäfts für Meerschampfeifen und ihrer Wohnung in Wien mithilfe von Schleppern Ende Januar 1939 geschafft. Auch die Kleins sollten von Schleppern von Aachen nach Belgien gebracht werden, wurden jedoch im Stich gelassen, erreichten aber doch mit dem Zug und viel Glück Brüssel. Dort gehörten sie zur Gruppe der 4.600 Flüchtlinge, die nach dem Einmarsch der Deutschen und den sofort einsetzenden antijüdischen Maßnahmen aus Österreich nach Belgien geflohen waren. Die beiden Familien Thalheim und Klein lebten auf engstem Raum zusammen, unterstützt wie die meisten der Flüchtlinge vom Comité d'Assistance aux Réfugiés juifs, das neben einer Geldunterstützung von wöchentlich 43 Belgischen Francs ein Mittagessen ausgab sowie Freizeit- und Bildungsangebote organisierte. Nelly Klein, deren Biografie im Mittelpunkt dieses kenntnisreichen Buches steht, hatte schon in Wien Friseur- und Kosmetikurse belegt und konnte zum kargen Haushalt mit dem Frisieren besser gestellter Damen beitragen.

Sie belegte auch Französischkurse und schloss sich einer Gruppe junger Österreicher an, die grundlegende Kenntnisse in marxistischer Theorie und Soziallehre vermittelte, obwohl jegliche politische Betätigung für die seit 1933 aus dem Deutschen Reich nach Belgien eingeströmten, nur geduldeten Flüchtlinge untersagt war und ihr Aufenthaltsrecht von der Ausländerbehörde jederzeit aufgehoben werden konnte. Neben ihrer Freundschaft mit der jungen Kommunistin Judith Fürst schloss sich Nelly Klein der aus einer belgisch-amerikanischen Familie stammenden Rahel van Hecke an, bei der sie ihren in Wien begonnenen Geigenunterricht wieder aufnahm. Beide jungen Frauen sollten ihren weiteren Weg in Belgien nicht unwesentlich beeinflussen.

Am 10. Mai 1940 griffen deutsche Heeresverbände gleichzeitig Frankreich, die Niederlande und auch das neutrale Belgien an. Daraufhin wurden ohne rechtliche Grundlage von der belgischen Regierung 10.000 deutsche, österreichische und tschechische Staatsbürger als unerwünschte Ausländer verhaftet und auf der Grundlage einer völkerrechtswidrigen Vereinbarung zwischen belgischen und französischen Behörden am 14. Mai 1940 in südfranzösischen Lagern interniert. Unter ihnen war auch Koloman Klein. Zur gleichen Zeit versuchten mehr als 10.000



Frauen, ältere Männer und Kinder aus Belgien nach Frankreich zu fliehen, auch Nelly und ihre Mutter und die Großeltern Thalheim. Die Flucht scheiterte, Saul und Karoline Thalheim kehrten als erste nach Brüssel zurück, Nelly und ihre Mutter folgten.

Nach der Kapitulation Belgiens am 28. Mai 1940 geriet König Leopold III in Gefangenschaft und wurde unter Hausarrest gestellt. Die belgische Regierung war zunächst nach Frankreich geflohen und ging dann im Oktober 1940 ins Exil nach England. Zurück blieben, wie in den Niederlanden, die Generalsekretäre, also die Verwaltungsspitzen der Ministerien. Als sie per Verordnung vom 28. Oktober 1940 alle Juden in Belgien registrieren sollten, weigerten sie sich. Der Verordnung folgten an ihrer Stelle die Bürgermeister. Im Zuge dieser Registrierung wurden 56.186 Personen erfasst, unter ihnen auch Nelly Klein, ihre Mutter und die seit der misslungenen Flucht fast erblindete Großmutter.

Ende Juli 1941 erfolgte die Kennzeichnung der Karteikarten mit „Juif/Jood“, knapp ein Jahr später, am 27. Mai 1942, die Einführung des Judensterns. Die von den Besatzern befohlene Zwangsvereinigung Association des Juifs en Belgique/Jodenvereniging van België (AJB/JVB) musste eine Gesamtliste aller Juden einschließlich der jüdischen Kinder erstellen. Im Sommer 1942 wurde zwischen Brüssel und Antwerpen in Mechelen/Maline ein Sammellager für Juden eingerichtet, nachdem in Berlin die Deportation von zunächst 10.000 Juden aus Belgien angeordnet worden war.

Bereits im Oktober 1940 hatte in einem

ehemaligen Fort nahe Antwerpen das sog. SS-Auffanglager Breendonk für politische und jüdische Häftlinge als Haft- und Folterstätte seine Arbeit aufgenommen. Als im Juli 1942 der Befehl zum „Arbeitseinsatz nach Osten“ von der AJB/JVB bekannt gegeben wurde, folgten ihm nur ca. 4.000 der Aufgerufenen. Viele tauchten unter oder versuchten in den Süden Frankreichs zu gelangen. Unterzutauchen, illegal mit falschen Papieren weiter zu leben, war eine Option, die nur mit einem Netzwerk von Helferinnen und Helfern gelingen konnte. Viele der Aktiven kamen aus dem Comité de Défense des Juifs (CDJ), das aus der Widerstandsorganisation „Front de l'Indépendance“ hervor ging. Auf dieses wichtige Netzwerk geht die Verfasserin kurz ein.

Im Mittelpunkt der weiteren Darstellung steht aber eine in Frankreich gegründete Widerstandsgruppe, die „Travail Allemand“, für die Judith Fürst Nelly Klein warb. Die meist sehr jungen Leute übernahmen im Wesentlichen vier Aufgaben. In sogenannten Streugruppen wurden Aufrufe in deutscher Sprache in der Nähe von Kasernen verstreut, mit denen die dort stationierten Soldaten zur Dienstverweigerung aufgerufen wurden. An der vierseitigen hektografierten Zeitung „Die Wahrheit“ arbeitete bis zu seiner Verhaftung auch der aus Österreich geflohene Hans Meyer mit, der als Schriftsteller Jean Améry nach dem Krieg bekannt werden sollte. Er wurde am 23. Juli 1943 zusammen mit drei Frauen verhaftet, in Breendonk schwer gefoltert, im November 1943 nach Mechelen überstellt und von dort am 15. Januar 1944 nach Auschwitz deportiert.

Neben den Streugruppen war das „Einbauen“ eine weitere Widerstandsform. Unter falschem Namen übernahmen junge Leute Aufgaben in deutschen Behörden oder Institutionen, um auf diese Weise an Informationen, Stempel, Militärpostnummern oder Formulare zu kommen. Eine dritte Form des Widerstandes sollte in den Heimatländern Deutschland und Österreich den Widerstand in den Betrieben stärken. Eine vierte Form war die Mädel- oder Soldatenarbeit, für die auch Nelly Klein eingesetzt wurde. Junge Frauen sollten einzelne Soldaten ansprechen und wenn möglich mit Agitationsmaterial versorgen.

Alle diese Aktionen waren riskant, ihre Erfolge eher gering und kosteten die Aktiven sehr häufig Freiheit, Gesundheit und manche das Leben. Aber Nelly Klein wollte einfach etwas tun, nicht nur Böden schrubbten oder, von Hunger geplagt, im Bett liegen und warten. Mithilfe von Rahel van Hecke gelang es auch, ihre

Großmutter in einem Versteck unterzubringen.

Ihre Mutter Elisabeth Klein wurde im Februar 1943 in einem Versteck verhaftet, nach Mechelen gebracht und am 19. April 1943 nach Auschwitz. Mit 83 anderen Häftlingen wurde sie von Auschwitz in das KZ Natzweiler Struthof im Elsass weiter transportiert und dort vergast. Danach diente sie den Ärzten der Reichsuniversität Straßburg im Anatomischen Institut zu Forschungszwecken. Ihr Mann Koloman Klein kam über die französischen Internierungslager Saint Cyprien, Gurs, Les Milles bei Aix-en-Provence und im August 1942 ins zentrale Sammellager Drancy bei Paris. Am 17. August 1942 wurde er nach Auschwitz deportiert und dort vermutlich sofort ermordet.

Nelly Klein wurde fast bis zur Befreiung Belgiens im September 1944 im Widerstand eingesetzt. Für die Österreichische Freiheitsfront übernahm sie nach der Befreiung gemeinsam mit Bob Zanger den Aufbau einer Jugendgruppe, bis sie im Sommer 1945 nach Österreich zurückkehrte. Auch nach der Rückkehr ging ihr Leben bewegt weiter. Sie wurde Fürsorgerin für Säuglinge und Kleinkinder,

kämpfte für die Rückerstattung von Familienbesitz, holte ihre blinde Großmutter Karoline Thalheim aus Brüssel nach Wien und heiratete 1948. Ihren Mann Peter Sturm, auch er aus einer jüdischen Familie Wiens, hatte sie als Initiator einer Laienspielgruppe kennengelernt. 1956, als das Theater keine Spielkonzession mehr bekam, siedelte das Ehepaar mit der kleinen Tochter Eva nach Ost-Berlin um.

Dort erhielt Peter Sturm nach einiger Zeit einen Arbeitsvertrag am Deutschen Theater, bis er einige Jahre später Mitglied des neu gegründeten Fernsehensembles wurde. Er arbeitete auch als Synchronsprecher für den Rundfunk und die DEFA. Nelly Klein hatte derweil als Gasthörerin am Romanistischen Seminar Französisch studiert und begonnen, als freiberufliche Dolmetscherin und Übersetzerin zu arbeiten. Auf einer Konferenz der Metallarbeiter lernte sie den Leiter der französischen Delegation, Marcel Dufriche, kennen, auch er ein ehemaliger Widerstandskämpfer.

1964 siedelte Nelly Klein nach Paris über, sie wurde Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs und arbeitete für die Gewerkschaft CGT. Einige Zeit nach dem

Tod von Marcel Dufriche zog sie 2002 zu ihrer Tochter und den beiden Enkelkindern nach Berlin. Dort interviewte Tanja von Fransecky sie mehrfach.

Obwohl Nelly Kleins Geschichte im Mittelpunkt des Buches steht, reicht die Darstellung doch weit darüber hinaus. Dies ist zum einen der Breite des historischen Wissens der Historikerin Tanja von Fransecky über belgische, niederländische und französische Quellen zu verdanken, die sie für frühere Publikationen durch ihre Arbeit im Projekt „Stille Helden“ der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sachgebiet „Dokumentation der Judenverfolgung“ im Bundesarchiv wesentlich erweitern konnte. Sie hat auch viele Berichte von Zeitzeugen eingearbeitet, so dass dieses kleine Buch ein lebendiges Bild der Opfer und vor allem der mutig handelnden Menschen wie Nelly Klein und das sie umgebende Netzwerk zeichnet.

Angela Genger

Tanja von Fransecky: Bis ans Maul der Bestie. Nelly Klein – eine österreichische Jüdin im belgischen Widerstand, 155 S., Metropol Verlag, Berlin, 2019, www.metropol-verlag.de.

Preußisch, konservativ, jüdisch

Man hat schon bemerkenswert viel über den preußisch-jüdischen Geistesgeschichtler Hans-Joachim Schoeps (1909–1980) geschrieben. Zehn Jahre nach der Veröffentlichung eines materialreichen Sammelbandes, „Wider den Zeitgeist. Studien zum Leben und Werk von H.-J. Schoeps“ (Hildesheim 2009), hat der agile jüdische Publizist Micha Brumlik eine lehrreiche Monografie über Schoeps verfasst. Diese Neuerscheinung erinnert an einen streitbaren Wissenschaftler, der sowohl in der Nazizeit bis zu seiner Flucht nach Schweden Ende 1938 als auch als Remigrant nach dem Krieg Positionen vertreten hat, die nicht wenige Menschen heute kaum verstehen können.

Neben wissenschaftlichen Arbeiten auf ganz verschiedenen Gebieten hat Schoeps mehrere autobiografische Schriften veröffentlicht. Brumlik referiert und diskutiert sowohl die Memoiren als auch bahnbrechende historische Untersuchungen von Schoeps. Ohne Zweifel war Schoeps, Mitbegründer der heute noch existierenden „Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte“, ein außerordentlich belebter Professor und ein kühner Forscher, der prägnant formulieren konnte. Brumlik erzählt die ungewöhnliche Lebensgeschichte von Schoeps und deutet einige Fotos aus dem Familienalbum. Hier und da erörtert er auch kritische Fragen.



Aus einer assimilierten jüdischen Familie in Berlin stammend, befasste sich Schoeps als Student intensiv mit der Religion seiner Vorfahren. In seinen Memoiren lesen wir folgende Erklärung: „Dass ich mit dem Judentum nicht gebrochen hatte, war meinem konservativen Grundinstinkt zu verdanken, wonach jeder Mensch das Lebenserbe, in das er hineingeboren wird, mit seiner Existenz auszufüllen habe, ganz gleich, ob es ihm sympathisch ist oder nicht.“

Auf die Auffassungen des jungen Schoeps hatte der evangelische Theologe Karl Barth einen großen Einfluss. „Jüdischer Glaube in dieser Zeit“ (1932) war der Titel seines ersten Buches. Sein Kritiker Gershom Scholem unterstellte Schoeps sogleich einen Karaismus im Geiste Kierkegaards. Mit einer Dissertation über die „Geschichte der jüdischen Philosophie in der Neuzeit“ promovierte Schoeps 1935. Besonders zugetan war und blieb Schoeps der fast in Vergessenheit geratenen Offenbarungslehre von Salomon Ludwig Steinheim.

Was ein Glaubenskonzept bedeutet, zeigt sich in der Praxis, im Glaubensleben. Mit Recht stellt Brumlik fest, dass Schoeps' Aufruf zur Gottesfurcht eigentümlich unbestimmt bleibt. In einem Briefwechsel mit dem religiösen, zionistischen Autor Schalom Ben Chorin hat Schoeps seine Position zu erklären versucht: Als Jude akzeptiere er die unbedingte Autorität der Weisung vom Sinai, sei aber dennoch nicht bereit, den Vorschriften der Tora und Halacha gemäß zu leben. Wir können Schoeps einen religiösen Anarchisten nennen – eine Bezeichnung, die ihm sicher nicht gefallen hätte.

Warum fühlte Schoeps sich nicht an die Regeln im Schulchan Aruch gebunden? Brumlik äußert folgende Vermutung: „Dass sich Schoeps seinem vernünftig begründeten Offenbarungsglauben überant-

wortete, der in seiner Konzeption einem Prinzip des Denkens, nicht aber einer theologisch begründeten Lebensführung entsprach, hatte selbst eine existenzielle Wurzel. Schoeps war homosexuell. Dies auszuleben war und ist aber nach orthodoxem jüdischem Glauben eine schwere Sünde.“

Ausführlich bespricht der Verfasser Schoeps' Aktivitäten von 1933 bis zur Emigration. Der angesehene israelische Historiker Jacob Katz bemerkte in einem seiner Essays, niemand habe den Holocaust vorhersehen können; nachträglich aber seien natürlich alle klüger. Es ist unbestreitbar, dass Schoeps in der Verfolgungszeit Sachen gesagt und getan hat, die er später bereut hat. Eine Generation nach den schrecklichen Ereignissen hat man Schoeps wegen seiner Artikel in der Nazizeit angegriffen; das hat ihm Kummer bereitet, und er hat sich nicht immer geschickt gegen böswillige Vorwürfe gewehrt.

Im schwedischen Exil hat Schoeps Dorothee Busch geheiratet, von der er sich vor seiner Remigration trennte; die Betreuung ihrer zwei Söhne hat der alleinerziehende Vater übernommen. Sohn Julius, heute ein bekannter deutscher Historiker, hat sich nach dem Tod des Vaters in vorbildlicher Weise für dessen Werk eingesetzt.

In den acht Jahren, die Schoeps in Schweden verbrachte, hat er emsig in Bibliotheken und Archiven geforscht. Die Er-

gebnisse dieser Untersuchungen hat der Remigrant in mehreren Bänden veröffentlicht: „Theologie und Geschichte des Judentums“ (1949), „Aus frühchristlicher Zeit“ (1950), „Philosemitismus im Barock“ (1952).

Nach seiner ersehnten Rückkehr in die Heimat habilitierte sich Schoeps 1947 bei dem Religionswissenschaftler Friedrich Heiler in Marburg mit noch nicht publizierten Manuskripten. Ein Lehrstuhl wurde ihm in Erlangen angeboten, und dort wirkte der konservative Hochschullehrer drei Jahrzehnte lang bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1977.

Bekannt geworden ist Schoeps in der Bundesrepublik vor allem durch eine Reihe von Veröffentlichungen über die Geschichte Preußens. Der Biograf meint: „Nach Abschluss seiner religionshistorischen Forschungen ging es Schoeps nur noch um seine einzige wirkliche Leidenschaft: um Preußen.“ Schoeps engagierte sich u.a. für die Wiederherstellung der Hohenzollernmonarchie. 1964 schrieb der eigensinnige Historiker: „Gerade die Unzeitgemäßheit ist paradoxerweise die größte Chance für Preußens Wiederkehr. Erst in der Zukunft wird man das klar erkennen können.“ Brumlik kommentiert: „Schoeps sollte sich irren, setzte aber seine ganze wissenschaftliche Kraft daran, dieses Preußen zu rechtfertigen und seine geistigen Quellen zu retten und zu verdeutlichen.“

Das hier vorgestellte Buch kann der Rezensent nicht uneingeschränkt loben. Mir sind bei der Lektüre so viele Fehler aufgefallen, dass ich diesen Sachverhalt nicht unerwähnt lassen kann. Es stören nicht nur zahlreiche Druckfehler, sondern auch unnötige Wiederholungen. Gewundert habe ich mich über offensichtlich unrichtige Aussagen. Es seien hier nur zwei Beispiele angeführt. Auf Seite 48 wird Adolf Lasson (1832–1917) als einer der akademischen Lehrer von Schoeps genannt; Lasson war aber schon 11 Jahre tot, als Schoeps sein Studium begann! Ludwig von Gerlach lebte, so steht es auf Seite 246 und noch einmal auf Seite 256, von 1795 bis 1877, aber auf Seite 247 heißt es: „Er starb 1881 an den Folgen eines Verkehrsunfalls.“

Nicht überzeugend finde ich Brumliks Interpretation eines Manuskripts aus dem Nachlass von Schoeps: „Wie alles sein wird.“ Brumlik sieht in diesem Text, der wahrscheinlich 1946 verfasst wurde, faktische Erinnerungen. Der Titel sowie der Inhalt sprechen meines Ermessens gegen diese Annahme. Jedenfalls kann Brumliks Schoeps-Monografie als Beweis für die Notwendigkeit eines guten Lektorats dienen.

Yizhak Ahren

Micha Brumlik: *Preußisch, konservativ, jüdisch. Hans-Joachim Schoeps' Leben und Werk*, 294 S., Böhlau Verlag, Köln, 2019, www.vandenhoeck-reprecht-verlage.com.

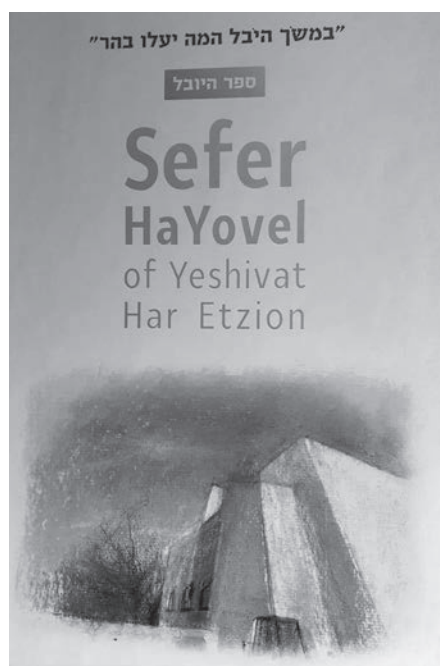
Hesder-Jeschiwa Festschrift

Die prekäre Sicherheitslage des Staates Israel hat dazu geführt, dass dort eine neue Form der Jeschiwa (Talmud-Schule) entwickelt wurde. Man nennt diese Abwandlung der althergebrachten Jeschiwa eine Hesder-(Arrangement) Jeschiwa. In einer solchen Bildungseinrichtung wird ein Tora-Studium mit dem Militärdienst kombiniert.

Der normale Armeedienst dauert in Israel drei Jahre. Die Hesder-Männer verpflichten sich zu einer fünf Jahre dauernden Zugehörigkeit zur Institution. Die meiste Zeit werden sie zwar im Lehrhaus Tora studieren, jedoch müssen sie zwischendurch 16 Monate in der Armee verbringen, als Offiziere sogar noch länger.

Heute existieren in Israel mehr als 60 Hesder-Jeschiwot, die in einem Verband organisiert sind. Eine der größten Hesder-Institutionen ist Yeshivat Har Etzion in der Ortschaft Alon Shvut, nicht weit von Jerusalem entfernt. Im großen Lehrhaus studieren heute fast 500 fortgeschrittene Tora-Schüler.

Gegründet wurde Yeshivat Har Etzion 1968. Jahrzehntlang standen an der Spit-



ze zwei angesehene Tora-Meister: Rabbiner Jehuda Amital (1924–2010) und Rabbiner Dr. Aharon Lichtenstein (1933–2015). Es war eine gute Idee, zum 50-jäh-

rigen Bestehen von Yeshivat Har Etzion eine Festschrift zu veröffentlichen, die ihre Aktualität nicht verlieren wird. Das Volk des Buches freut sich über jedes Werk, das ein tiefes Verständnis der Quellen des Judentums ermöglicht.

Es ist bemerkenswert, dass dieses inhaltsreiche Buch in englischer Sprache erschienen ist. Diese Tatsache ist wohl dem Umstand zu verdanken, dass nicht nur Israelis in Yeshivat Har Etzion studiert haben, sondern auch zahlreiche Amerikaner. Hebräische Abhandlungen können in der Diaspora nur relativ wenige Menschen genießen, das Englische macht den schön aufgemachten Sammelband einem größeren Publikum in der ganzen jüdischen Welt zugänglich.

Die Neuerscheinung enthält kurze Artikel, die die oben genannten zwei Gründer verfasst haben, sowie Essays aus der Feder der drei jetzigen Leiter von Yeshivat Har Etzion und Aufsätze von 29 Absolventen dieser Jeschiwa. Es ist aus Platzgründen unmöglich, alle Autoren zu nennen und ihre Beiträge zu referieren. Aber aus jedem der vier Bereiche, in die man

die Essays eingeordnet hat, sei ein Thema als Beispiel genannt.

In der ersten Abteilung ist von religionsgesetzlichen Entscheidungen die Rede. Rabbiner Shlomo Brody behandelt eine in Israel leider nicht nur theoretische Frage: Bedürfen sowohl ein Terrorist als auch sein Opfer der ärztlichen Hilfe – wen soll der anwesende Mediziner zuerst verarzten? Muss er nach rein medizinischen Gesichtspunkten entscheiden wie bei einem gewöhnlichen Verkehrsunfall? Oder soll er sich zuerst um das Opfer kümmern?

Im zweiten Bereich „Philosophie und Ethik“ versucht Rabbiner Mark Smilowitz einen scheinbaren Widerspruch im klassischen Werk „Führer der Verirrten“ (1190) von Maimonides zu erklären. Einerseits behaupte dieser Philosoph, der Ewige werde nie zornig und habe keine Leidenchaften; andererseits spricht er von „notwendigen Glaubenssätzen“, und zu die-

sen zählt die Überzeugung, der Ewige werde zornig, wenn jemand Seine Gesetze übertritt. Wie lassen sich die zwei Lehrsätze vereinbaren?

In der nächsten Gruppe von Essays werden verschiedene Aspekte des Tora-Studiums diskutiert. Rabbiner Nasanayl Braun untersucht das allgemeine Verbot des Tora-Lernens am 9. Av und während der Trauerwoche; nur wenige Texte dürfen Trauernde studieren. Warum soll man in beiden Fällen nicht wie üblich Tora lernen und wie sind die erlaubten Ausnahmen zu rechtfertigen?

Die Talmud-Akademie in Alan Shvut ist bekannt für eine intensive Beschäftigung auch mit Tenach-Texten. In der Festschrift ist dieses Lehrfach mit fünf Essays repräsentiert. Hier sei nur die Studie von Rabbiner Dr. Ezra Frazer erwähnt. Dieser Autor versucht das Rätsel zu lösen, warum unser Stammvater Yizhak seinen

erstgeborenen Sohn Esaw für den geeigneten Nachfolger hielt und nicht dessen Zwilling Bruder Jakow.

Velseitigkeit kennzeichnet das vorliegende Buch, dem man viele aufmerksame Leser wünscht. Im akademischen Raum erscheint eine Festschrift meistens zur Ehrung eines verdienstvollen Hochschullehrers. Man kann annehmen, dass jeder, der zu der hier angezeigten Jeschiwa-Festschrift beigetragen hat, Yeshivat Har Etzion einen kleinen Dank abstatten wollte. Die Studien auf verschiedenen Gebieten beweisen auch, dass eine Hesder-Jeschiwa hervorragende Denker, Forscher und Lehrer auszubilden vermag.

Yizhak Ahren

Yonatan Shai Freedman, Yair Kahn, Elyakim Krumbein, Tzvi Sinensky (eds.): *Sefer HaYovel of Yeshivat Har Etzion*, 452 S., Kodesh Press, New York, 2019, \$ 34,95.

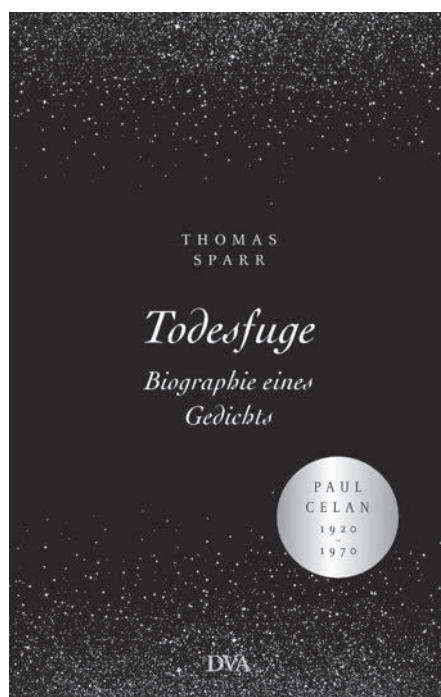
Todesfuge

Biographie eines Gedichts

Über ein Gedicht eine gelehrte Studie zu den unterschiedlichen Stufen seiner Rezeption zu schreiben, ist durchaus eine geläufige Angelegenheit. Einem Gedicht jedoch eine Biographie zu widmen, ist ungewöhnlich. Thomas Sparr, Literaturwissenschaftler, Lektor und Verleger, heute Editor-at-Large im Suhrkamp-Verlag, hat eine solche Biographie für Paul Celans „Todesfuge“ geschrieben. Schon zu Beginn der Lektüre merkt man, dass sich diese Idee für dieses Gedicht eigentlich von selbst versteht. Denn Celans „Todesfuge“ hat dem deutschen Kulturleben der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so viel Leben, so viel Geist, so viel Stoff zum Nachdenken gegeben, dass es sich allemal lohnt, die einzelnen Stadien dieser Präsenz der „Todesfuge“ nachzuzeichnen.

Dass dies letztlich auch eine schmerzhaft Geschichte ist, hängt nicht allein mit der deutschen Geschichte dieses Zeitraumes zusammen, sondern mit dem Umstand, dass trotz allem Ruhm, trotz aller Berühmtheit, auch hier wiederum ein Versagen oder Missverstehen beigegeben ist. Die Biographie will ja die lebendige Gegenwart des Gedichtes im öffentlichen Kulturleben aufzeigen. Für die „Todesfuge“ bricht diese offizielle Präsenz jedoch mit dem Jahr 1988 ab. Davon aber später.

Thomas Sparr zeichnet die Biographie der „Todesfuge“ nach, indem er den verschiedenen Städten, an denen sie sich mit einer besonderen Bedeutung verorten lässt, jeweils ein Kapitel widmet. Insgesamt zählt er 17 Orte auf, mit denen das



Gedicht durch ein besonderes Ereignis verbunden ist. Darunter sind so namhafte Städte wie Czernowitz, Bukarest, Wien, Paris und Jerusalem. Die Reihenfolge der Orte bilden zugleich zeitliche Stationen, Abfolgen der Lebensgeschichte des Autors Paul Celan und der Wirkungsgeschichte seines berühmtesten Gedichtes.

Darüber hinaus sind mit diesen Stationen auch die Kulturgeschichte sowie die politischen Zusammenhänge der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts präsent. Somit eröffnen sich von der Biographie dieses Gedichtes umfassende Einblicke in die jüngste deutsche Geschichte. Und weil es unsere Geschichte ist, bietet die

Lektüre zugleich die Möglichkeit, sie mit eigenen Erinnerungen an diese Zeitspanne zu verbinden.

Thomas Sparr nennt im abschließenden Kapitel „Das Jahrhundert Paul Celans“ dessen Gedicht „Todesfuge“ einen „Störenfried der deutschen Literaturgeschichte ... Den einen war sie zu schön, den anderen zu schlicht; mal wurde sie als Plagiat eingestuft, dann wieder als surrealistisch.“ Thomas Sparr hat in seinem Buch hingegen hingeschaut, „was ihre Entstehung oder buchstäblich ihre Zusammenfügung anging“.

Ein solcher Blick ist nicht jedem in der notwendigen Sensibilität, die ein solches Hinschauen erfordert, gegeben. Dass es bei der Entstehung des Gedichtes um das Schicksal der Familie Antschel/Celan und der Juden der Bukowina während des 2. Weltkrieges geht, versteht sich von selbst. Bei Thomas Sparr wird jedoch spürbar, dass er sich nicht aus einem intellektuellen Engagement heraus dem Zeitalter des Holocaust zuwendet. Sein Buch beschließt er mit Danksagungen, an deren Ende er auch seine Mutter aufführt. Sie hatte ihm von ihren Beobachtungen als dienstverpflichtetes deutsches Mädchen in Litzmannstadt (Lodz) erzählt, wo sie in der abgeriegelten Straßenbahn das jüdische Ghetto durchquerte. Der Eindruck aus diesen „ersten Geschichtsstunden“ im familiären Gespräch hat sich auf den einfühlsamen Stil dieses Buches ausgewirkt.

Wie Sparr damals von der Mutter „an die Hand“ genommen wurde, damit er eine für seine Gegenwart entrückte Welt kennenlernen konnte und musste, weil sie zu

der unmittelbaren Vorgeschichte seines Lebens gehörte, so nimmt er in der Biographie eines den Holocaust vergegenwärtigenden Gedichts den Leser an die Hand, um ihn Schritt für Schritt, von Ort zu Ort, durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts zu führen und ihn mit einer unvergleichlichen Gestalt dieses Jahrhunderts, mit Paul Celan, bekannt zu machen. Zu Beginn seines Buches konstatiert Thomas Sparr: „Wenn wir die ‚Todesfuge‘ heute lesen, lesen wir ihre Wirkungsgeschichte mit, vermutlich so sehr, dass wir ihre Entstehung oder vielmehr die Frage danach allzu leicht vergessen.“ Das Buch macht den Leser jedoch mit beiden Aspekten in der wünschenswerten Ausführlichkeit bekannt, mit der unbekannten Entstehungsgeschichte und der oft nur undeutlich bekannten Wirkungsgeschichte, mit der wohl jeder Leser seine Kenntnis des Gedichtes verbindet. Dass in diese Wirkungsgeschichte auch ein Kapitel der „Geschichte des Antisemitismus in Nachkriegsdeutschland“ eingeschrieben ist, sollte nicht überraschen. Interessant sind aber auch Thomas Sparrs Darstellungen der unterschiedlichen Rezeptionswege des Gedichtes in verschiedenen Ländern. Während sich in Deutschland laut Sparr kein Historiker bisher für die „Todesfuge“ interessiert hat, sondern vorwiegend Literaturwissenschaftler, wur-

de dieses Gedicht in den USA „politisch verstanden“ und seine Übersetzung durch einen „Mann der bildenden Kunst“, Clement Greenberg, 1955 in der politischen Zeitschrift „Commentary“ veröffentlicht. In dem Kapitel über Paul Celans Israelreise 1969 und seine Lesung in Jerusalem erwähnt Thomas Sparr vier Übersetzungen der „Todesfuge“ ins Hebräische und stellt die Übersetzer kurz mit ihren Biographien vor. Dass Celan die „Todesfuge“, mit der er als Dichter stets identifiziert wurde, in Jerusalem nicht vortrug, hängt mit der langen Geschichte der öffentlichen Rezitationen dieses Gedichtes zusammen, dessen misslungener Ursprung in dem Vortrag auf der Tagung der literarischen „Gruppe 47“ 1952 in Niendorf an der Ostsee liegt. Dieser Vortrag ist die, die öffentliche Rezitation in den folgenden Jahren stets begleitende, offene Wunde, die oft auch dazu geführt hat, dass Celan die „Todesfuge“ nicht ins Programm nahm. Doch die „Todesfuge“ wurde und wird stets mit ihm und seiner Dichtergestalt vergegenwärtigt. Thomas Sparr sieht Celans Lesung in Jerusalem als einen solch bedeutsamen Auftritt von historischer Tragweite an, dass er es sich erlaubt, über eine Gästeliste bei dieser Lesung zu spekulieren. Er zählt dabei alle damals in Israel lebenden

bedeutenden Persönlichkeiten der jüdischen Kultur mit ihren Biographien auf, so dass in seiner Spekulation deutlich wird, wie reich damals israelische Kultur durch diese Menschen gewesen ist. Das letzte einem Ort gewidmete Kapitel, „Bonn 1988“, enthält eine bittere Note. Es vergegenwärtigt auf eine sehr einfühlsame Weise die damalige Gedenkveranstaltung des Deutschen Bundestages zum 9. November 1938. Thomas Sparr wird in seiner Darstellung der damals als Eklat empfundenen Rede des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger gerecht. Die „Todesfuge“ wurde bei dieser Feierstunde zum letzten Mal in einem offiziellen Rahmen von Ida Ehre vorgetragen. Thomas Sparrs Buch, dass hier ausdrücklich zur Lektüre empfohlen wird, weil es nicht im akademischen Ton geschrieben ist, sondern in einem behutsamen, eleganten Stil den Blick auf ein Stück Literaturgeschichte wirft, führt zugleich ins Herz der deutschen Nachkriegsgeschichte, in seine Untiefen und seine dennoch positiven Perspektiven für die Zukunft. Das ist allemal ein Ausweis dafür, dass man von dieser Lektüre bereichert wird.

Daniel Hoffmann

Thomas Sparr: *Todesfuge, Biographie eines Gedichts*, 336 S., Deutsche Verlags-Anstalt, München 2020, www.randomhouse.de.

Alles andere als ein Kinderspiel

Dass Yishai Sarid ganz andere Töne anschlagen kann, wenn er, wie in diesem 2014 auf Deutsch erschienenen Roman „Alles andere als ein Kinderspiel“ andere relevante Themen der israelischen Gesellschaft aufgreift, zeigt dieser Roman. Es geht, das wird ganz schnell klar, um die alle Großstädte der Welt betreffende Gentrifizierung, also der Vertreibung alteingesessener Bewohner und Gewerbetreibende aus den Städten, in diesem Fall aus Tel Aviv.

Der Autor lässt Naomi, eine 50-jährige Kindergärtnerin, die Geschichte erzählen, die sie selbst nicht recht durchschaut. Klar ist ihr nur, dass sie mit dem Kindergarten nicht irgendwo in einen lichtlosen Hinterhof verdrängt werden will, zumal der Eigentümer des Grundstücks, der Shoa-Überlebende, in den USA zu Wohlstand gekommene Hershi Kaplan, ihr bei seinem letzten Besuch versprach, sie könne den Kindergarten bis an ihr Lebensende an Ort und Stelle weiterführen und die darüber liegende Wohnung behalten. Wann immer er Israel besuchte, kam er gern zu ihr und den Kindern, die sie mit viel Fantasie und Liebe, zusammen mit der Köchin Sima



und ihrer schönen jungen Helferin Julia, betreute.

Nur wenige Wochen nach seinem letzten Besuch taucht ein Architekt im Kindergarten auf und erhebt Anspruch auf das Grundstück. Naomi ist keine politische

Aktivistin, sie ist eine alleinstehende Frau, die mit 25 Jahren den Kibbuz oder Moschav im Gallil nach einem terroristischen Überfall verließ, damals noch mit ihrem Mann und dem kleinen Sohn. Obwohl der Junge bei ihr aufwuchs, haben Mutter und Sohn die innere Verbindung verloren, und ihr Mann ist schon lange wieder in die überschaubare Gemeinschaft im Gallil zurückgekehrt. Mit dem Auftreten des Architekten verwirren sich Naomis verschiedene Lebensfäden und sie hat kein Programm, wie das alles zu entwirren wäre. Aber sie weiß, was sie den Kindern bieten will. Die Leser*innen erleben die immer ausweglosere Situation. Wie sie sich auflöst, sei hier nicht verraten.

Das Buch jedenfalls zeigt den Verfasser, der uns mit „Limassol“ und erst recht mit „Monster“ arg zusetzte, von einer leichten, manchmal witzigen Seite, obwohl auch hier ein schwieriges Thema der israelischen und westlichen Wirklichkeit behandelt wird. Auch dieses Buch ist unbedingt lesenswert.

Angel Genger

Yishai Sarid: *Alles andere als ein Kinderspiel*, 368 S., Verlag Kein und Aber, Zürich-Berlin, 2014, www.keinundaber.ch.

Varia eines jüdischen Lehrers

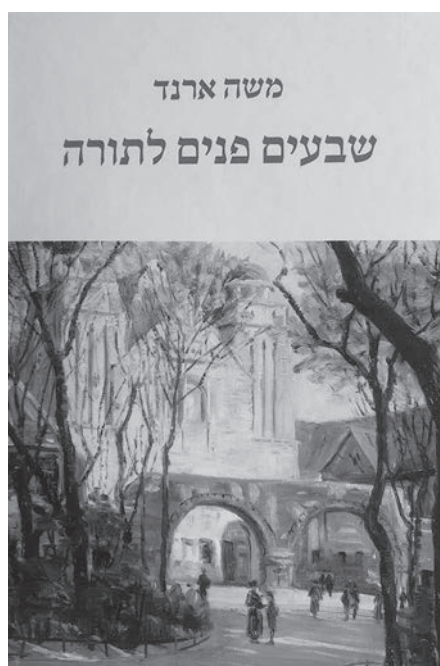
Prof. Moshe (Max Wolfgang) Ahrend, der 1926 in Frankfurt geboren wurde und 2008 in Jerusalem starb, war ein international bekannter Geisteswissenschaftler. Dieser fromme und bescheidene Mann hat sowohl über Bibelexegese als auch über jüdische Erziehung mehrere Bücher verfasst. Wie in Akademikerkreisen üblich, wurde ihm zum 70. Geburtstag eine umfangreiche Festschrift überreicht. Zu dieser Publikation durfte der Schreiber dieser Zeilen einen Artikel beisteuern, weil ich zu seiner Familie gehörte. Moshe Ahrend war mein Onkel, der jüngere Bruder meines Vaters.

Aus Ahrends Nachlass hat jetzt sein Sohn, der israelische Talmud- und Raschi-Forscher Aaron „Ronschi“ Ahrend, einen im doppelten Sinn des Wortes vielseitigen Band im Selbstverlag veröffentlicht. Auf die Gefahr hin, dass jemand an Vetterwirtschaft denken könnte, möchte ich die Arbeit meines Cousins loben: Ronschi hat durch die vorgelegte Publikation nicht nur das Gebot der Ehrung seiner Eltern in vorbildlicher Weise erfüllt, sondern zugleich auch allen, die sich für jüdisches Denken interessieren, lehrreiches Material zugänglich gemacht. „Seventy Aspects of the Torah“ ist eine wahre Fundgrube für Religionslehrer und Judaisten, die hebräisch lesen können.

Der Herausgeber hat die zu einem großen Teil bisher unveröffentlichten Texte nach Themen geordnet. In der ersten Hälfte des dicken Bandes geht es um Interpretationen der Heiligen Schrift. Nach seiner Pensionierung hielt Ahrend in einer Jerusalemer Synagoge eine populäre Vortragsreihe über mittelalterliche und moderne Tora-Kommentare, die jemand auf Tonband aufgezeichnet hat; die transkribierten Texte hat Ahrend dann leicht überarbeitet. Was seinerzeit ungefähr 30 Frauen und Männer gehört haben, können jetzt sehr viel mehr Menschen studieren.

Im folgenden Kapitel hat Ronschi Betrachtungen seines Vaters zu etlichen Bibeltexten zusammengestellt. Es seien an dieser Stelle nur drei Beispiele genannt. Ahrend deutet das im Gebet täglich erwähnte Zizit-Gebot (4. Buch Mose, Ende Kap. 15) als Hinweis auf die Tatsache, dass wir zwischen bestimmten Möglichkeiten zu wählen haben. Der Autor interpretiert auch die drei Verse von Psalm 131 und stellt verschiedene Interpretationen von Schir HaSchirim vor.

Gedanken über Tenach-Unterricht bilden den Schlussteil der ersten Hälfte des Varia-Bandes. Ahrend vertritt die These, das pädagogische Ziel der Bibelstunden sei in erster Linie eine Erziehung zur Gottesfurcht; diese Unterrichtsstunden sol-



len zur Bildung einer religiösen Weltanschauung beitragen. Nach Ansicht des Verfassers muss die Erziehung zum Glauben in unserer Zeit aus verschiedenen Gründen anders aussehen als in früheren Epochen.

In der zweiten Hälfte des Buches werden ganz verschiedene Themen behandelt. Im ersten der nicht nummerierten Kapitel bespricht Ahrend einige Erzählungen (Aggadot) unserer Weisen. Es folgen Betrachtungen zu Schabbat und zu den jüdischen Feiertagen. Danach stehen Reflexionen über die Welt der jüdischen Gebete. Hier findet man u.a. eine Auflistung von Minhagim, die Ahrend als Kind in der prachtvollen Frankfurter Synagoge „Friedberger Anlage“ gesehen hat. Die Titelseite ziert übrigens ein schönes Bild dieses Bethauses, das Wilhelm Freund 1911 gemalt hat.

Fragen der jüdischen Erziehung in einer offenen Gesellschaft erörtert der Autor in einem 60 Seiten langen Kapitel. Es folgen diverse Stellungnahmen und Antworten auf Fragen, die Ahrend gestellt worden sind. Rührend ist der Brief an seine ehemalige Schülerin Rivka Kahana, die ihm ein Buch geschickt hatte, in dem sie schildert, wie es ihrer Familie gelang, die Shoa in Holland zu überleben. Der alte Lehrer entschuldigt sich nachträglich für den Fall, dass er die junge Rivka in Unkenntnis ihrer Verfolgungsgeschichte nicht ganz korrekt behandelt habe.

Die nächsten Kapitel kann man als Fragmente einer Autobiografie lesen. In einem ausführlichen Interview, das Ahrend 1990 einem Mitarbeiter von Yad Vashem gab, erzählte er, wie seine verwitwete Mutter sein Leben gerettet hat, indem sie ihn noch vor seiner Bar Mizwa nach Straßburg schickte. Die später von den Nazis

ermordete Mutter hat er nie wiedergesehen. Als die Deutschen dann auch in Frankreich Juden verfolgten, hatte Ahrend mehrmals Abenteuer zu bestehen, die er sehr anschaulich schildert. Bezeichnend ist, dass er alle Menschen, die ihm damals in der Not geholfen haben, dankbar beim Namen nennt.

In seinen Memoiren erwähnt Ahrend auch eine Äußerung des bekannten israelischen Richters Chajim Cohn, der öffentlich behauptet hat, durch die Shoa habe er seinen Glauben an Gott verloren. Mein Onkel zitiert zustimmend die scharfe Antwort, die Prof. Jeschajahu Leibowitz dem Richter gab: „Dein Glaube wurde nicht durch die Shoa-Ereignisse beschädigt. Du hattest nie einen wahren Glauben!“ Welche Lehre sollte man aus der Shoa ziehen? Ahrend meint: Ohne Gottesfurcht können Menschen einander das Schlimmste antun, wie es schon in der Tora heißt: „Es ist keine Furcht Gottes an diesem Ort, und man wird mich töten wegen meiner Frau.“ (1. Buch Mose 20,11) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ging Ahrend nach Israel. Er studierte Pädagogik und Judaistik und ergriff den Lehrerberuf. Erst arbeitete er an einer Grundschule und an einem Gymnasium, später an verschiedenen Universitäten. Stets hat Ahrend sich als ein Schüler der wegweisenden Tora-Lehrerin Nechama Leibowitz betrachtet; sie hat ihn in einem hier abgedruckten Brief als „meinen guten Freund, Moshe“ bezeichnet.

Aus der Korrespondenz seines Vaters hat Ronschi beachtenswerte Briefe für das vorliegende Buch ausgewählt. Sogar ein halachisches Gutachten ist abgedruckt. Als Ahrend 1967 in Paris lehrte, bat er Rabbiner Schlomo Min-Hahar um Auskunft, wie ein Israeli sich am Feiertag der Diaspora verhalten sollte. Das Responsum betrifft ein Problem, das nicht wenige Israelis im Ausland angeht.

Zwei Würdigungen der Persönlichkeit von Moshe Ahrend ergänzen seine autobiografischen Texte. Die Ansprache, die Prof. Moshe Bar-Asher bei der Beerdigung seines langjährigen Freundes hielt, ist ein Meisterwerk. Und auch Ronschis Ausführungen über seinen Vater sind sehr informativ.

Erwähnt seien noch die Quellen-, Namen- und Sachregister. Sie sind hilfreich bei der Suche nach einer bestimmten Stelle, und sie machen schlagartig klar, wie reichhaltig Ahrends Varia-Band ist.

Yizhak Ahren

Moshe Ahrend: *Schiwim Panim Latora* (hebr.), 747 S., Selbstverlag, Jerusalem 5780/2020. Bestellen kann man das Buch beim Herausgeber ayahrend@walla.com, Preis 50 NIS.



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.